

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / OKTOBER 1959

5



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Postverlagsort Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1959

10. Jahrgang

Fünftes Heft — September / Oktober

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER

für Kunst und Kunstgeschichte

WALTER GRUBE

für Geschichte

RUDOLF LEMPP

für Architektur

OTTO LINCK

für Natur, Landschaft, Heimatschutz

ERNST MÜLLER

für Literatur und Philosophie

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Bezieher an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14 a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Der Schillerplatz in Stuttgart.

Radierung von Walter Romberg

INHALT

Der verschwundene Schiller

Von Hans Lauterbach 181

Schiller

Gedicht von F. A. Schmid Noerr 184

Neues zu Schillers „Räuber“

Von Ernst Müller 185

Die Meimsheimer tausendjährige Linde

und ihre Erhaltung

Von Otto Linck 196

Hangbebauung?

Von Hans Gerber 201

Kärwe

Gedicht von Rudolf Schlauch 204

Mörike und Raabe

Von Franz Oswald 205

Hannibal ante portas

Von Rudolf Lempp 208

Finanzminister i. R. Prof. A. Dehlinger +

Von Wilhelm Kohlhaas 209

Buchbesprechung 210

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 211

Der verschwundene Schiller

Von Hans Lauterbach

Mein Großvater besaß eine schöne alte Ausgabe der Werke Friedrich Schillers. Sie war ihm vor allem auch deshalb besonders kostbar, weil er sie beim Abgang von der Schule als Anerkennung für seinen Fleiß und sein Verständnis von dem Lehrer seines Heimatdorfes, das im Fränkischen lag, erhalten hatte. Vielleicht gab sich jener Erzieher der nicht ganz unberechtigten Hoffnung hin, daß sein Schüler einmal in seinen Fußstapfen wandeln und den Beruf des Lehrers ergreifen würde. Konnte es da ein schöneres Rüstzeug geben als gerade Schillers Werke, angefangen mit dem deutschesten aller Gesänge, dem „Lied von der Glocke“, über „Wilhelm Tell“ bis zu den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen?“

Tatsächlich war es der sehnlichste Wunsch meines Großvaters gewesen, einmal Lehrer zu werden. Aber er fand keine Erfüllung, da seine Mutter, durch den frühen Tod des Ernährers mittellos geworden, auf die baldige Hilfe des Sohnes angewiesen war. So war er denn zu einem Kaufmann in die Lehre gekommen und dank seines Fleißes und seiner Sparsamkeit gelang es ihm, sich später sogar ein eigenes Geschäft aufzubauen. Aber einer, der stets auf seinen Vorteil bedacht ist, war er nicht geworden und, wenn er auch nicht davon sprach, so litt er doch zeit seines Lebens unter dem Verzicht auf seinen eigentlichen Lebensplan.

Neben seinem Laden, in dem es immer stark nach fremdländischen Gewürzen roch, da der Großvater sich hauptsächlich mit dem Vertrieb von überseeischen Erzeugnissen befaßte, befand sich ein schmaler Raum, an dessen Eingangstüre ein Porzellanschildchen mit der Aufschrift „Comptoir“ befestigt war. An den Längswänden standen große, bis zur Decke reichende Regale, in denen eine Menge von dickleibigen Ge-

schäftsbüchern und Nachschlagewerken verstaubt war. Wer aber genauer zusah, gewahrte dort wie einen leuchtenden Edelstein, eingesprengt in fremdes Gestein, eine Reihe schmaler, in braunes Leder gebundener und mit Goldleisten verzierter Bändchen, eben die besagte Schiller-Ausgabe.

Nun muß noch bemerkt werden, daß in diesem Kontor meist weniger über die zu damaliger Zeit sehr zu Spekulationen verleitenden, weil ständig schwankenden Preise der Zuckerhüte oder des Bohnenkaffees verhandelt wurde, als über Dinge, die mit dem Kaufmannsberufe nicht das Mindeste zu tun hatten. Dort pflegten sich nämlich gerne der Herr Konsistorialrat, ein welterfahrener Mann, der, bevor er sich dem Studium der Theologie zugewendet hatte, etliche Jahre in Athen als Buchhändler tätig gewesen war, dann der Herr Hofrat, ein weit über die Grenzen der Stadt begehrter und berühmter Arzt, und schließlich ein Professor vom Gymnasium mit meinem Großvater bei einer herrlich duftenden Havanna stundenlang über alle möglichen Fragen, die die Welt und nicht weniger Gott betrafen, zu unterhalten. Da gab ein Wort das andere, ein Gedanke flocht sich an den anderen, und wenn nicht meine Großmutter zuweilen mit dem resoluten Ruf: „Zum Essen!“ recht handgreiflich die Disputanten an ihre häuslichen Verpflichtungen erinnert haben würde, hätten sie wohl noch eine weitere Havanna zum Erglimmen gebracht und daran neue Geistesfunken entzündet.

Bei solch illustrem Kreis war es nicht verwunderlich, daß man des öfteren auf den großen Dichter Friedrich Schiller und damit auch auf die schöne Ausgabe seiner Werke zu sprechen kam. Dabei wurde es von Mal zu Mal offener, daß der Herr Professor, als großer Verehrer der klassischen Literatur, an den Büchern

ein Interesse zeigte, das über bloß neidlose Bewunderung erheblich hinausging. Man weiß aus mancherlei Erfahrung, wie es nun einmal die Art der Büchersammler ist: Wenn sie irgendwo ein begehrenswertes Objekt ausfindig gemacht haben, dann ist es um ihre Tugend mehr oder weniger geschehen. Nicht gerade, daß sie zu Spitzbuben werden, was freilich auch schon vorgekommen sein soll, aber mit einer Zähigkeit sondergleichen steuern sie auf allerhand gewundenen Wegen ihrem Ziele zu, kennen keine Rücksichtnahme, und es fehlt manchmal nicht viel, daß sie ihren Freund zum Feind erklären, wenn er ihren eigensüchtigen Wünschen nicht entgegenkommt.

Mein Großvater lächelte nur, als eines Tages der Herr Professor kundtat, daß er schon Jahrzehnte nach einem wohl erhaltenen Exemplar dieser Schiller-Ausgabe fahnde und daß er es sich unter diesen Umständen schon etwas kosten lasse, wenn sich ihm die Möglichkeit des Erwerbs böte. Aber bevor der Herr Professor dazu kam, in einem direkten Vorstoß den Großvater mit der Frage anzugehen, ob ihm vielleicht die Schiller-Bände feil wären, da erklärte dieser ruhig und bestimmt, daß er, solange er lebe, das Geschenk seines verehrten Lehrers achten und ehren und es daher niemals in andere Hände geben werde.

Ich habe zwar einmal erlebt, daß mich mein bester Freund vor seinen Bücherschrank führte mit der Aufforderung, mir einen der Bände – und da stand manche bibliophile Kostbarkeit, deren Erwerb auf Versteigerungen meinem Freund nicht leicht gewesen war – ganz nach meinem Belieben herauszusuchen. Wer kann mir verdenken, daß ich seinen Wunsch für einen etwas unpassenden Scherz hielt, zumal ich wußte, wie sehr er an jedem einzelnen Buche hing, und ihm auch nicht unbekannt war, daß es mir, gleich ihm, alte Kupferstichwerke am meisten angetan hatten. Als ich ihm aber Vorhaltungen machte, erklärte er ernst und bestimmt, daß ein Freund für seinen Freund zu einem derartigen Opfer bereit sein müsse und bekräftigte damit seine Bitte. Daß mein Großvater sich nicht zu einer derart generösen Haltung entschließen konnte, dafür wird er schon seine gewichtigen Gründe gehabt haben, denn er war ein ausgezeichneter Menschenkenner und die Achtung vor dem andern und seinem Eigentum zählten für ihn mit zu den notwendigen Grundlagen einer wahren Freundschaft.

Freilich der Herr Professor schien sich mit der Ablehnung seines Wunsches nicht abfinden zu wollen, denn gar bald merkte mein Großvater aus Äußerungen seines Eheweibes, daß jener offensichtlich nicht ohne Erfolg einen anderen Weg zur Erreichung

seines Ziels eingeschlagen hatte. Vielleicht hatte meine Großmutter ihre Gründe, daß sie weniger auf ideelle Werte als auf bare Münze ihr Augenmerk richtete. Jedenfalls war sie eifrig bemüht, bei jeder sich bietenden Gelegenheit das Gespräch auf das Anliegen jenes Bücherfreundes zu lenken. Es wäre doch geradezu eine Ehre für den Großvater, wenn er dem Herrn Professor diesen Gefallen erweisen würde. Was täte er schon mit Schillers Werken! Er benötigte sie doch nicht mehr, da er sie oft genug durchgelesen habe und die meisten Gedichte und wer weiß was sonst aus dem Gedächtnis aufsagen könne. Und zudem könne ihre Schatulle eine Zulage von ein paar Goldstücken recht wohl vertragen, der Professor sei doch ein vornehmer Mann und werde sich entsprechend erkenntlich zeigen.

Alldessen ungeachtet blieben die Schiller-Bände an ihrem Platz in dem hohen Regal des Kontors, im Grunde greifbar für jeden, der einmal in ihnen blättern wollte – und doch nicht zu haben. Und wenn mein Großvater allen noch so gut begründeten Einwänden ein undurchdringliches Schweigen entgegensetzte, dann wußte jeder, der ihn kannte, daß hier alle weitere Mühe vergeblich war. Wenn die Freunde beieinander saßen, kam man zwar gelegentlich auf die wertvolle Ausgabe zu sprechen, reichte auch einmal diesen oder jenen der kunstvoll in Leder gebundenen Bände von Hand zu Hand oder las eine Stelle daraus vor, aber es hatte den Anschein, als würde sich der Herr Professor zu einem endgültigen Verzicht auf das begehrte Objekt durchgerungen haben. –

Eines Tages begann mein Großvater, der schon in die Siebzig ging, zu kränkeln. Und er mochte kaum eine Woche bettlägerig gewesen sein, da ergab sich eines Tages, daß sämtliche Schiller-Bände aus dem Regal im Kontor verschwunden waren. Meiner Großmutter fiel zuerst die Lücke im Bücherbord auf, und anfangs wagte sie gar nicht den Großvater mit der Frage zu behelligen, ob er sich das Verschwinden erklären könne. Vom Hausgesinde könne es doch niemand gewesen sein, wer sollte sich da schon für dergleichen Bücher interessieren, und dem Herrn Professor war ein Griff in fremdes Eigentum auch nicht gerade zuzutrauen. Aber es mußte doch jemand gewesen sein, der es gerade auf diese Schiller-Bände abgesehen hatte. Schließlich brachte es meine Großmutter doch nicht übers Herz, dem Großvater das seltsame Verschwinden der Bücher zu verschweigen, obwohl sie damit rechnen mußte, daß ihn diese Nachricht in große Unruhe versetzen würde. Und tatsächlich bekam er einen schweren Hustenanfall, sank, nachdem

er sich kurz aufgesetzt hatte, wieder zurück in seine Kissen, rang schwer nach Atem und sagte kein Wort.

Die Tage vorher hatte mein Großvater gelegentlich sein Bett für kurze Zeit mit seinem mit rotem Plüsch überzogenen Lehnstuhl vertauscht, aber dann nicht mehr. Zu der an sich leichten Erkältung hatte sich, obwohl sich der Herr Hofrat sehr um ihn bemühte, eine Lungenentzündung gesellt, und der Arzt machte ein recht bedenkliches Gesicht. Die Freunde saßen schweigend am Krankenbette, nur jener Herr Professor konnte es nicht unterlassen, dem todkranken Großvater die Hand zu drücken und ihm zu versichern, wie sehr ihn das unerklärliche Verschwinden der Schiller-Ausgabe beunruhige.

Etliche Wochen nach dem Abscheiden meines Großvaters, nachdem also die übliche Zeitspanne verstrichen war, in der man die Hinterlassenschaft eines Verstorbenen unangetastet zu lassen pflegt, begann meine Großmutter mit der Durchsicht des Nachlasses. Es war wohl kein Zufall, daß sich in diesen Tagen öfters der Herr Professor einstellte, immer wieder mit beredten Worten seine Teilnahme bekundete und sich sogar erbot, der Großmutter behilflich zu sein, wenn sie männlichen Rates bedürfte. Er ließ zwar mit keiner Miene durchblicken, von welcher Hoffnung seine Bereitschaft genährt wurde, aber die Großmutter wußte natürlich sofort, worum es dem Herrn Professor ginge. So suchte sie denn auch verzweifelt in Schüben und Kisten, durchstöberte die umfangreichen Lagerräume im Hinterhaus, obwohl sie eigentlich keine Hoffnung hatte, dort die verschwundenen Bücher zu finden. Aber man konnte ja nicht wissen... Schließlich aber vermochte sie den Bücherfreund nur mit dem Versprechen zu trösten, daß er auf jeden Fall die Schiller-Ausgabe bekäme, wenn sie diese noch fände. Etwas mißvergnügt entgegnete der Professor, daß er wohl einsehe, daß er meiner Großmutter bei der Bereinigung des Nachlasses, zumal er nichts von Kaufmannsangelegenheiten verstünde, nicht so behilflich sein könne, wie es ihm eigentlich am Herzen läge. Und während in den nachfolgenden Wochen sich sowohl der Herr Konsistorialrat wie auch der Herr Hofrat voller Anteilnahme nach dem Ergehen meiner Großmutter erkundigten und ihr mit manchem freundschaftlichen Rat zur Seite standen, ließ sich der Herr Professor nicht mehr sehen.

Wie nicht anders zu erwarten war, blieb die Schiller-Ausgabe verschwunden, und im Verlauf der Jahre geriet die Angelegenheit fast ganz in Vergessenheit. Dann starb meine Großmutter. Fremde Menschen zogen in die verwaisten Räume. Nur oben im zweiten

Stock des Hauses, das einst mein Großvater erworben hatte, wohnten noch meine Eltern und wenn man, was oft geschah, abends beim matten Schein der Petroleumlampe rings um den Tisch im Wohnzimmer saß, dann pflegte meine Mutter gerne vom Großvater, dessen Tochter sie war, zu erzählen. Sie war es, die sich beiläufig einmal an die seltsame Geschichte von den Büchern erinnerte und sie meinem Vater erzählte. Auch er war ein Freund schöner Literatur, pflegte er doch meiner Mutter schon in ihrer Brautzeit aus „Wilhelm Meister“ oder dem „Westöstlichen Divan“ vorzulesen und in keinem seiner Briefe an sie fehlte ein Zitat von Goethe. Und obwohl er sich dessen Werke in damals üblichen, überreichlich illustrierten Prachtausgaben erworben hatte, wäre es ihm keineswegs ungelegen gewesen, auch Schillers Werke zu besitzen. Und wenn man so abends beieinandersaß, da konnte mein Vater nicht umhin, immer einmal das Gespräch auf die seltsame Angelegenheit zu bringen. Vielleicht habe sie doch dieser Professor an sich genommen, mutmaßte er dann, aber meine Mutter hielt es nicht für gerechtfertigt, diesen Verdacht zu bestätigen.

Eines Tages ergab sich nun die Notwendigkeit, in unserem Keller bauliche Veränderungen vornehmen zu lassen. Ich fürchtete mich immer, ihn allein zu betreten. Er bestand aus einem etliche Jahrhunderte alten Gewölbe, in das man durch einen langen, winkeligen und völlig dunklen Gang gelangte, in dem immer leise Wasser tropfte und gräßliche Spinnen über das Gemäuer huschten. In diesem Raum, in den nur durch eine schmale Mauerluke etwas Licht eindrang, befand sich ein Wasserloch, aus dem zuweilen Wasser austrat. Außerdem lagen in ihm in Reihen große Sandsteinquader, zwischen denen früher wohl Weinflaschen gelagert wurden. Als nun meine Eltern den rückwärtigen Teil des Gewölbes, das sonst niemand betrat, genauer besichtigten, entdeckte mein Vater zwischen den Steinquadern versteckt eine kleine Kiste, und als er sie geöffnet hatte, fand er darin, sorgfältig Band für Band in kräftiges Papier verpackt, so daß ihnen die Feuchtigkeit des Kellers kaum etwas anhaben konnte, die Schiller-Ausgabe meines Großvaters.

Ich erinnere mich heute noch sehr gut daran, wie meine Eltern die kostbaren Bücher auf dem Wohnzimmertisch ausbreiteten und mein Vater mit einem petroleumgetränkten Lappchen die Lederrücken abrieb, so daß sie wie neu erglänzten. Vorher hatte er jeden Band einige Zeit vors Fenster in die Sonne gelegt, damit der dumpfige Geruch, der ihnen trotz sorgsamster Verpackung noch anhaftete, verschwand.

Nun bestand also kein Zweifel mehr, wer die Schiller-Ausgabe hatte verschwinden lassen. Es war ohne Zweifel mein Großvater selbst gewesen, der damit seinen letzten Willen bekundet hatte. Freilich wie er es gemacht hat, das ist sein Geheimnis geblieben. Vielleicht war diese Tat gar die Ursache dafür, daß jene Lungenentzündung über ihn kam, die seinen Tod bedeutete. Aber was mochte ihn veranlaßt haben, die Bände zu verstecken und gerade im Keller meiner Eltern? Fürchtete er, daß sie nach seinem Ableben doch in die Hände jenes Professors gelangen würden oder mochte er bei diesem Entschluß an seinen Schwiegersohn, meinen Vater, gedacht haben oder an dessen Sohn, seinen Enkel, der so gerne auf seinem Schoße saß, als er noch kaum eines Wortes mächtig war?

Ich weiß nur, daß ich schon als Kind die Schiller-Bände immer mit großer Ehrfurcht und Scheu betrachtete, wenn ich einmal heimlich in das sogenannte gute Zimmer schlüpfte, in dem der größte Anziehungspunkt für mich der Bücherschrank war. Gar bald hatte ich entdeckt, wo der Schlüssel zu ihm verborgen lag. Zuerst war es freilich ein dreibändiges Werk mit dem Titel „Buch der Erfindungen“, das mich ganz in seinen Bann zog. Vor allem hatten es mir natürlich die Abbildungen angetan. Was gab es da alles zu sehen, das des Menschen Geist erdacht hatte!

Ich bin heute noch der Meinung, daß man zu den Büchern, die einem wirklich Erlebnis werden sollen, hingeführt werden muß. Wie ich damals als junger Pennäler dazu kam, den ersten Band der Schiller-

Ausgabe aus dem Bücherschrank zu holen und ihn mit seltsamer Beharrlichkeit durchzulesen, weiß ich nicht mehr. Es waren die Gedichte, und sie gaben mir den ersten Eindruck davon, welcher magischen Kraft die gebundene Form des Wortes fähig ist. Ja ich las jeden Vers, als bestünde das ganze Buch aus einem einzigen Gedicht. Dann nahm ich mir den 2. Band, dann den 3. vor und so fort. Ich merkte wohl, daß manches, was ich da las, noch über mein junges Begreifen ging, aber ich ließ nicht ab, bis mich dann doch und zwar angesichts der vielhundertseitigen „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande“ die Kraft verließ. Und ich muß zu meiner Schande gestehen, daß es mir in meinem späteren Leben eigentlich mit jedem größeren Geschichtswerk genau so ergangen ist. Das Leben in seiner Gegenwärtigkeit war mir zeitlebens wichtiger. Dessen ungeachtet nahm ich aber gleichwohl noch die Hürde von Schillers „Ästhetischen Schriften“, ebenso wie mir seine Rede: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ bedeutsam genug erschien, um sie gleich zweimal zu lesen.

So kann ich wohl mit einiger Berechtigung behaupten, daß der Same, den mein Großvater im Dunkel der Erde verbarg, Wurzeln geschlagen und auch Frucht getragen hat. Nun stehen die schönen Bände in meinem Bücherschrank. Und wenn einmal einer meiner Söhne mit gleicher Ehrfurcht, wie ich es tat, nach ihnen greift, dann wird Friedrich Schillers Werk nicht aus dem Gedächtnis derer schwinden, die von Auftrag und Vermächtnis dessen wissen, was es heißt: ein Deutscher zu sein.

Schiller

Der Heimat fern, in kleinen Gassen zwischen engen Wänden
Lärmliebende Studenten zu belehren hergesandt,
Stolz in Beschränkung, nie geschauter Schönheit zugewandt,
Sitzt er, Gesichtern leuchtend hingeneigt, die Stirn in Händen.

Vom kühnen Mund beherrscht die Augen, daß sie Andacht fänden,
Ist ihm der Blick aus Kleinstadtlärm und armer Tage Tand
Weitab geöffnet in hellenischen Glanz, da offen stand
Ein Tempel jedem Gott, dem Schicksal und des Blutes Bränden.

Da Meer- und Sonnengang und Mondnacht noch das Dasein kränzten
Bedeutungsvoll, und Kräfte sich zu Anmut leicht ergänzten
In hohem Wettstreit. Wo das wieder? Da, noch ungenannt,

Grüßt ihn im Geist der Freund. Errafft ist ihm mit einem Male
Der Mut: Nicht rückwärts, vorwärts liegen werte Ideale!
Und wo zur Menschheit wirkt ein Wille: Da ist Griechenland.

F. A. Schmid Noerr

Neues zu Schillers „Räubern“

Von Ernst Müller

Die Problemstellung

„Aber ist Euch auch wohl, Vater? Ihr seht so blaß.“ Der erste Satz der Räuber beginnt mit einer fürchterlichen Dissonanz. Dieses „Aber“ ist der erste Giftpfeil, den der Sohn Franz auf einen alten und daher „zerbrechlichen“ Körper abschießt. Wir wissen, daß der letzte seiner Pfeile dann den Scheintod des alten Grafen herbeiführt. In so berechneter Steigerung vernichtet der im Fache der Zergliederung des Körpermechanismus kundige Franz das Leben des Vaters. Was ist denn Franz im Spiel? Ganz offenbar nicht bloß ein Lastermensch, ein Epikuräer des Sinnen-genusses, ein Erbschleicher, das atheistische Kontra zu seinem hochfliegenden Bruder Karl. Er ist insgeheim und im Wesen mehr. Ich meine, er sei das Modell, das sich der Kandidat der Arzneikunst Schiller ersonnen hat, um an seinen Operationen zu zeigen, wie es um das Problem des Körper-Seele-Zusammenhangs steht, das den Akademisten vier Jahre lang beschäftigt hat. Das ist der Inhalt seiner Probeschrift „Über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“, vollendet zur selben Zeit, als er den Schlußpunkt unter die Räuber setzte.

Noch der letzte Philologe, der intensiv auf der Suche nach Quellen zu den Räubern gewesen ist, Herbert Stubenrauch, weiß keinen Rat, um das Rätsel zu lösen, wie der Dichter dazu kam, die Schubartsche Fabel von den zwei Brüdern, so im Laufe des Wachstums der Räuberdichtung umzuschmelzen, daß aus dem Schubartschen Biedermann Wilhelm, der in ein Kloster geht und seine Schandtaten bereut, der Erzbösewicht und zynische Eiferer Franz geworden ist. Das Rätsel enthüllt sich jedoch sofort, wenn man die Schubartsche Fabel zur Erklärung des Handlungsverlaufes ihrer Wichtigkeit beraubt, sie gleichsam absetzt und nach der primären Quelle fragt. Schiller hat nicht, wie Stubenrauch scharfsinnig nachzuweisen versucht, den ersten, vielleicht 1776 gedichteten Schubart-Entwurf im Jahre 1780 erweitert, wobei er in der Eile der Umarbeitung Unstimmigkeiten in bezug auf die Lokalitäten und die psychologischen Wirkungen eines gefälschten Briefes übersah (der erste Entwurf soll mit der jetzigen zweiten Szene des ersten

Aktes in einer Schenke an der Grenze Sachsens begonnen haben). Ich meine, der erste Entwurf hat nie existiert. Er ist eine philologische Konstruktion. Wie leicht ließe sich die Fabel vom verlorenen Sohn des Evangeliums genau so im Stück nachweisen wie die Schubartsche Erzählung.

Will man schon vom Regelfall einer stimmigen Handlung aus in die Genese des Werkes eindringen und alle Stellen aufsuchen, wo weder Zeit noch Motivierung noch Psychologie in Ordnung sind, so würde man weit über die Stubenrauchschen Fälle, die sogenannten Nahtstellen hinaus, wo Karl- und Franzhandlung miteinander verknüpft sind, Plumpes, Romanhaftes, Nichtstimmiges, „sachliche Widersprüche“ vorfinden können, die dem rechnenden dramaturgischen Verstand dann als Einschub, als mangelhafte spätere Überarbeitung und dgl. mehr erscheinen könnten. Diesen Verstand hat denn auch den Herausgeber in der Nationalausgabe wackere Arbeit tun lassen. Zuerst datiert er einen undatierten Brief an den als Unterbibliothekar tätigen Kameraden Petersen in den Dezember 1780, also in die letzten Tage vor der Schlußprüfung und der Entlassung. Selbst wenn man dieser Datierung zustimmen würde, könnte in der Briefstelle „mein Trauerspiel, das durch den neuen Zusatz 12–14 Bogen enggedruckt abgeben wird“ – Schiller soll das Fachwissen über die Bogenzahl beim Druck seiner Probeschrift erlangt haben, was freilich kaum anzunehmen ist, denn die von ihm ausgerechnete Bogenzahl erklärt sich völlig zwanglos aus der von ihm selbst besorgten Drucklegung des Manuskripts, als er die Akademie schon verlassen hatte und als Regimentsmedicus angestellt war, zu Beginn des Jahres 1781 – der Begriff „Neuer Zusatz“ so bedeutende Stücke nicht umfassen, wie die Szene an der Donau (III, 2), oder Karls Monolog vor dem väterlichen Schloß oder die Kosinskyszene samt nachfolgenden Auftritten, wie die Franz-Monologe in II, 1 und 2, wie der Moserdisput in V, 1. Doch dem nicht genug versteht Stubenrauch unter den neuen Zusätzen auch die freilich fehlerhaften Umarbeitungen, wie den Bericht von Schwarz über Rollers Unglück (II, 3), Hermanns Enthüllungen der Lüge vom Tode Karls und des alten Moor (III, 1) und Karls Verzicht auf eine Vergeltung des ihm durch Franz angetanen Unrechts (IV, 3).

Wäre Stubenrauchs Spekulation oder Wahrscheinlichkeit im Ansatz richtig, müßten wir die Entstehungsgeschichte dualistisch begreifen, grob gesprochen eine Karl- und eine Franz-Handlung, also eine Doppeltragödie unterscheiden, die in Übereinstimmung zu bringen aber erst von Dalberg gefordert worden ist und die dann in der Mannheimer Theaterbearbeitung notdürftig gelungen zu sein scheint. Die in dem Petersenbrief erwähnten „Neuen Zusätze“ wären dann Schillers erster Versuch einer Umarbeitung in Richtung auf eine psychologisch glaubwürdige Handlung. Der Künstler, vielmehr der Dramatiker Schiller hätte sich dann selbst verbessert, um dem unerfahrenen Szenenexperimentator Schiller zu einem Erfolg des Stückes auf der Bühne zu verhelfen. Gewiß, diese Aufspaltung in einen Künstler und einen experimentierenden Kandidaten der Medizin, die miteinander um eine gültige künstlerische Dramenform ringen, hat etwas Bestechendes. Aber sie ist eine adhoc-Konstruktion mit Mitteln, die der Entstehungsgeschichte des Stückes, soweit wir sie aus Quellen kennen, die in der Akademie geflossen sind und vor allem aus den Selbstzeugnissen der Probeschrift und den zwei Vorreden, die vor der Mannheimer Aufführung geschrieben wurden, im pragmatisch-logischen Sinn widerspricht. Die vom Autor in den genannten Selbstzeugnissen gemachten Hinweise auf die Entstehung der Räuber brauchen deshalb nicht, wie Stubenrauch abwertend meint, Lehrbuchcharakter zu haben. Im Gegenteil, die Kompendienmenschen erhalten erst in einer freilich für einen Ästheten kaum begreifbaren Weise, die Kühnheit des Unternehmens, seine wahrhaftige Originalität „unglückliche Konjunkturen“ (erste Vorrede) zu erfinden, an denen sich die Menschenschicksale größten Ausmaßes illustrieren lassen. Schiller wehrt sich selbst gegen „Kompendienmenschen“, die für ihn eher in den Dramen der Gottschedschule zu suchen sind. Stubenrauch meint, Schiller hätte sich damit zu einem medizinischen Fatalismus bekannt, dem er durch seine „Bildungsquellen“ verfallen wäre, und von diesem medizinischen Denken rühre sein „tragischer Pessimismus“ her, der in dem Stück, wie Fricke urteilte, so explosiv hervorbreche.

Verhältnis des Stoffes zur Dichtung

Um in die hier zu zeigende Sache recht hineinzukommen, ist eine Vorerinnerung nötig. Sie betrifft das künstlerische Schaffen Schillers. Es läßt sich bestimmen an dem Verhalten des dem Dichten sich ergebenden Autors zu den Vorlagen, zum Stoff insgesamt. Jeder Satz der Räuber enthält, was mühelos

festzustellen ist, eine Menge Fakten, Antikes, Medizinisches, Religiöses, Soziologisches, Anspielungen auf damals bekannte Zustände, enthält angelesene Partien aus Klopstock und Shakespeare, Zitate aus der Lutherbibel, lateinische Floskeln und dgl. umfänglich Stoffliches mehr. Kein späteres Stück Schillers ist nur annähernd so mit Wissensstoff angereichert wie der Erstling. Auf den ersten Blick könnte man meinen, der Reichtum sei ein Mangel, ein Unvermögen sich zu beschränken, eine kluge Ökonomie walten zu lassen, besonders wenn zu bedenken ist, daß auch ein gebildetes Publikum von 1780 beim Hören nur etwa die Hälfte des Dargebotenen mitbekommt, versteht, was nun gerade hier der Autor sagen wollte. Ein Publikum des 20. Jahrhunderts würde einer ungekürzten Aufführung des Stückes nur ein sehr geringes Interesse entgegenbringen können, man würde vor lauter Verfremdungen, um einen Brechtschen Terminus zu verwenden, lachen, wo Schiller sein Publikum zum Heulen bringen wollte, man wäre vom Stoff einfach erschlagen, der um so karikaturhafter empfunden würde, je stärker das vorgetragene Pathos, der eigentliche Stil Schillers, ausgespielt würde. Dem heutigen Menschen würde das Stück, wollte man es von seinem Stoff her begreifen, wenig mehr bedeuten können als eine imposante Stilübung mit einem barocken Sprachmaterial. Seine eigentliche dichterische Absicht ginge fast ganz unverstanden an dem heutigen Hörer vorbei.

Unser Interesse indessen ist sofort wach und gefesselt, sobald eingesehen wird, warum für Schiller der Begriff der Konzeption im Verhältnis zum dichterischen Gestalten eine zentrale, eine aufschließende Rolle spielt. Anders ausgedrückt: Die Fülle des Stoffes ist nicht um des Stoffes willen ein Bestandteil der Selbstgespräche und Zwiegespräche. Er gehört genau so wie das aufreizende Pathos, die sprachliche Ausdrucksform, zu den Strukturelementen im Bau einer Szene. Eine Szene vermag nur durch diese Beispiele, diese Erinnerungen und Anspielungen usw. ihren Zweck zu erfüllen, eine gewisse thematisch gesetzte Wirkung hervorzubringen. Daher erklärt sich die Inkommensurabilität des Stofflichen und der Rede selbst, das Kunstvolle, Arrangierte, Gespreizte, Schwärmerische. Natürlich im Wortverstand des Naturalismus und des Umgangs mit der Alltagssprache ist kein einziger Satz im Stück. Die Figuren, ob es nun so tapfere, aber geistig doch beschränkte Menschen sind wie die Räuberkameraden, ob es solche Gegenfüßler sind wie Karl und Franz, ob sie Amalia oder Pastor Moser heißen, sprechen gleichermaßen mit stofflichen Fakten, gelehrt und altklug, dozieren mit Beispielen aus



Blick in die Wohnstube des Schillerhauses in Marbach (Büste von Dannecker)

Aufnahme Windstoßer

ihrem Wissens- und Aufgabenbereich und sind sich deshalb stilistisch und sprachlich sehr ähnlich. Das ist in den Räufern nicht anders als später im Wallenstein. Man achte einmal darauf, daß Karl, wo er nur Gelegenheit hat, sich selbst mit denselben aus der medizinischen Wissenschaft genommenen Begriffen interpretiert wie das Franz auch tut. Wenn die Räuber ihren Hauptmann ihnen unverständliche Reden vortragen hören, tun sie so, als ob sie in einem medizinischen Kolleg säßen und einem Paroxysmus zuschauten. Sie achten auf die ansteigende Gefühlskurve in der Entladung des Affekts und benützen den Kulminationspunkt, um den Hauptmann zur Besinnung zu rufen. Die Normalpsychologie nimmt ratlos, wie der Zuschauer, solche Szenen hin. Die Ratlosigkeit weicht dem Verständnis, sobald die Konzeption der Räuber dem nachvollziehenden Verstand ein Begriff ist.

Die Konzeption der Räuber geht eindeutig zurück auf den Wissensstoff der Akademie. Sie hat zum Inhalt eine philosophisch verstandene Seelenkunde, aus der sich eine seelenkundlich erläuterte Ästhetik ablöst. Letztere schafft sich Schiller selbst in seiner Probe-schrift und praktiziert sie in den Szenen der Räuber. Die Konzeption ersetzt dem Dichter die mangelnde Erfahrung oder das Erlebnis. Sein Stück ist aber deswegen keine umgesetzte wissenschaftliche Abhandlung, vielmehr erst recht eine Dichtung geworden. Warum Dichtung? Die Konzeption, hier eindeutig gedanklichen Ursprungs, ist so wenig wie jeder beliebige Stoff, die Dichtung selbst. Sie ist vielmehr stoffartig, Mittel, dramaturgische Methode, mit der Figuren und Szenen gestaltet werden. Der Künstler Schiller benützt die von ihm selbst geschaffene Konzeption und plant mit ihr eine Dichtung.

Wenn nicht nur die Zeitgenossen, sondern fast alle Ausleger bis auf den heutigen Tag die Konzeption, d. h. den Stoff mit der Dichtung selbst verwechselt haben, so trägt freilich der Anfänger im Dichten daran selbst einen Teil Schuld. Er war selbst noch nicht so weit, Inhalt und Form, wie er später sagt, zu unterscheiden und hat deswegen sein Stück gegen Einwürfe verteidigen müssen, die rein inhaltlicher Natur sind. Nicht erst die heutigen Biographen, bereits die Zeitgenossen und dann in meisterlicher Verstellung Schiller selbst meinten, in dem maßlosen Empörerstück habe der Autor etwas Selbsterlebtes dokumentiert, er habe an der Akademie Rache genommen, die ihn neun Jahre lang eingesperrt habe. 1784 behauptet Schiller, nachdem er die Wirkung seiner Räuber praktisch kennengelernt hatte, die Räuber hätten ihn „Familie und Vaterland“ gekostet. Er bringt also seine

Fahnenflucht aus Stuttgart in eine unmittelbare Beziehung zu seinem Erstling. Gewiß, als Schiller dies schrieb, wollte er dem Publikum sagen, er sei nicht mehr das wilde Genie, das sich in den Räufern bekundete, man dürfe von ihm jetzt anständigere Stücke erwarten, man solle ihm die Räuber nicht mehr anrechnen, er habe genug dafür zahlen müssen. Wie wir heute wissen, entbehrt die Behauptung des Autors der Räuber jeder geschichtlichen Richtigkeit. Seine Fahnenflucht hat mit dem Stück nicht das geringste zu tun, er floh anderer Zerwürfnisse mit dem Herzog wegen nach Mannheim.

Selbsterlebtes und Bekenntnishafte, so wie wir das etwa in Goethes Dichtungen mit Händen greifen können und auch noch in den Stücken der Stürmer und Dränger, in den Räufern zu erkunden, wäre ein müßiges Unternehmen. Schillers Szenen offenbaren ihren dichterischen Gehalt aus völlig anderen Erfahrungen als persönlichen. Die Ich, die in den Räufern reden, sind mit der Methode, mit der Konzeption kühn geschaffene Ich einer mutigen Einbildungskraft, die sich gerade deswegen, weil sie keinerlei Beziehung zum Persönlichen des Dichters haben, in die Extreme versteigen und hinaufschwindeln dürfen. Man spürt es den großen Monologen an, daß sie bei flackerndem Kerzenschein in der Krankenstube der Akademie geschrieben wurden, denn in der verschwiegene Nacht kann die Phantasie sich stärker konzentrieren und ins Grenzenlose schwärmen. Darum gilt der Satz lediglich positiv. Erst und allein die Akademie hat Schiller die Konzeption verschafft, die wie geschaffen zum Umsetzen in Dichtung ist, so daß ein solches Monstrum (dies das Wort für Schillers „Ungeheuer“) entstand, mit dem sich kein geläufiger Dramentypus messen konnte: Schiller hat den gesamten ihm verfügbaren Stoff in das Stück hineingerafft, weil die Konzeption dies ohne weiteres zuließ, ja sogar bedingte. Die Überfülle hat das Stück dann zu seiner verhängnisvollen Wirkung verholfen. Es ist das Dokument der zornigen Männer des späten 18. Jahrhunderts geworden, man las aus ihm das „Unbehagen an der Kultur“ heraus, einen „tragischen Pessimismus“, einen medizinischen Fatalismus, religiöse Erschütterungen, zynisches Freidenkertum und bombastische Ruhmsucht, unvorstellbar gewaltige Krisen des Menschen, Empörungen gegen die Zufriedenheit und scheinbare Sicherheit des Wohlfahrtsstaates, die Nachtseiten des Aufklärertums, den Hohn auf die billige Glückseligkeitsmoral und die abgestandene Metaphysik der Harmonieschwärmer im Leibnizstil und dergleichen mehr. Ein wahres Kompendium, einen Riesenkatalog von Beschwerden brin-

gen die Szenen in der Tat ans Licht der Öffentlichkeit. Es ist, als ob die bestehende Welt dem Untergang nahe wäre, als regiere der leibhaftige Satan kurz vor dem Ende nach dem Glauben der Pietisten und dem anbrechenden Gericht. Oder der Zuschauer soll den Eindruck haben, als sei er in rohe Urzeiten versetzt, wo nach Fergusons bemerkenswerter Schilderung der Kampf aller gegen alle, Not und Verbrechen die Menschheit beherrschen. Unglückliche Schicksale luxurieren ins Phantastische und kaum Glaubhafte. In der Dauerwut und dem Dauerlärm von Vernichtungsaktionen kommt weder der Schauspieler noch der Zuhörer zur Ruhe. Jede Szene explodiert mit einem neuen Schrecken. Und da wo Pausen eingefügt sind, in den Monologen, geht es erst recht grausam und gewalttätig zu, wenn sich die großen Seelen öffnen und in ihren Abgrund von Immoral hineinschauen lassen. War demnach der Künstler, der solches ersann, nicht ein gefährlicher, ein unmöglicher Mensch? Gab da Schiller wirklich in jeder Szene Bekenntnisse seines Wissens um die Bosheit der Menschen und die Verderbtheit der Welt? Ist es sinnvoll, die Räuber als weltanschauliche Offenbarung tiefster Verkehrtheit und Perversion überhaupt versuchsweise auszulegen?

Die Fragen so gestellt, zeigen die Unmöglichkeit ihrer Lösung. Was der damalige und heutige Zuschauer oder Leser des Stücks mit Abscheu und Bewunderung erlebt, das ist nicht die Dichtung Schillers, sondern der stofflich in ihr verarbeitete Inhalt, sozusagen das Äußere, nicht das Innere. Gerade so wollte er es nicht verstanden wissen, denn sonst hätte er es nicht geschrieben. Das Dichterische kann bestimmt werden, wenn man die Konzeption und die Methode kennt. Mit ihr zeigt der Dichter den Weg in das Innere des Ungeheuers. Man darf demnach die Frage nach der Methode als ästhetische Frage begreifen. Konkret gesprochen sind es die Bemühungen des Dichters, den Stoff von einer gewissen Thematik her zu gliedern, ihn so lange zu bearbeiten, bis er so verwandelt ist, daß mit ihm eine Figur und eine Handlung gebildet werden kann. In der Natur des Schiller ausgewählten Stoffes liegt dann auch alles Inhaltliche begründet, das einmal moralische, dann wieder religiöse, einmal antikische, dann wieder christliche, einmal soziologische, dann wieder charakterliche Qualität hat. Der Stoff aber ist in allen Szenen nicht Selbstzweck, sondern vorgegebenes rohes Material, an dem sich die Phantasie entzündet und ins eigentlich Dichterische ausgreift. In den Räubern, da kein historischer Stoff bearbeitet ist, sondern ein schon wissenschaftlich vorgeprägter, haben darum die Sze-

nen eine doppelte Spiegelung: sie spiegeln einerseits einen schon geistig verarbeiteten Stoff und dann diesen noch ins Dichterische gesteigert und transponiert. Die Szene, die Figur, die Handlung sind dann insgesamt von einer angenommenen Realität so sehr distanziert und verfremdet, daß man sagen kann, es sind reine Gedankenkonstruktionen und Experimente.

Gewiß, Schiller wollte ein gutes, ein rechtes Stück schreiben, das sich vor seiner Methode bewähren sollte, aber niemals ein bloßes Lehrstück mit moralischen oder religiösen oder anklägerischen oder zeitkritischen Tendenzen. So ist es ein Aufklärerstück gegen die Aufklärer geworden, ein moralisches Stück gegen die in ihm verkündete Immoralität, ein von religiösen Impulsen getragenes Stück, obwohl in ihm nur Atheisten, Freidenker und moralische Ungeheuer auftreten.

Die Seelenoperation

Meine Aufgabe sehe ich in dem Nachweis, daß die Handlung, also die angebliche Fabel des Stücks, deren „krumme Mäander“ der Dichter in einer ersten Selbstkritik bemerkt hat, ein sekundäres Strukturelement im Ganzen ausmacht. Die von Stubenrauch bemerkten Unstimmigkeiten sind in der Tat nicht wegzudiskutieren. Sie bedeuten aber kein Unvermögen, einen äußeren Verlauf von Vorhergehendem und Nachfolgendem auf einander abzustimmen. Zur Urkonzeption gehören von Anfang an die zwei Brüder. Sie haben den Modellcharakter des äußersten Kontrastes und der Zusammengehörigkeit in bezug auf die gleiche Absicht. Die Absicht teilt der Dichter in den zwei Vorreden mit: „Man nehme dieses Schauspiel für nichts anderes, als eine dramatische Geschichte, die die Vorteile der dramatischen Methode, die Seele gleichsam bei ihren geheimsten Operationen zu ertappen, benutzt, ohne sich übrigens in die Schranken eines Theaterstückes einzuzäunen oder nach dem so zweifelhaften Gewinn bei theatralischer Verkörperung zu geizen.“ Es kommt mir darauf an, zu zeigen, daß die zwei bedeutendsten Abhandlungen von Schillers Lehrer, Jakob Friedrich Abel, kein anderes Thema haben als „die Seele bei ihren geheimsten Operationen zu ertappen“. Es handelt sich um die Schrift „De origine characteris animi“ (1776) und die größere 41 Seiten große Abhandlung „De Phaenomenis Sympathicae in corpore animali“ (1779). Deren Titel ist dann dem Sinn nach in Schillers Probeschrift von der tierischen und geistigen Natur des Menschen übergegangen. Für die Konzeption der zwei Brüdergestalten haben, wie das im Ver-

lauf meiner Ausführungen deutlich werden soll, die genannten Abhandlungen denselben Quellenwert wie die Schubartsche Fabel. Ja einen noch gewichtigeren, insofern, als eben durch sie und an ihnen das Erfinden von Szenen und Situationen erläutert werden kann, die Schiller in den Kursen bei Abel und dem medizinischen Lehrer Consbruch an Beispielen durchdiskutiert hat, die Analogien zu den zwei Brüdern sind.

Ich will hier nicht die medizinisch-philosophische Ausgangsposition Abels darlegen, sie steht in wörtlicher Wiederholung im zweiten Teil der Probeschrift unter der Rubrik „Philosophischer Zusammenhang“ in den Paragraphen 7–9. Ihr Kerngehalt heißt: Ideen, also reiner Geist, sind durch Übung, Entwicklung des Körpers (das Körperliche wird mit einem Ausdruck der Physiologen des 18. Jahrhunderts „tierische Natur“ genannt) entstanden und nur als Empfindungen und seelische Kräfte faßbar. Man muß die Körpermaschine kennen, um das unbekannte Etwas, die Empfindungen, die Affekte, nicht nur verstehen, sondern auch im Menschen erzeugen zu können. Karl und Franz Moor, das will Schillers Ausdruck „die Seele bei ihren geheimen Operationen zu ertappen“ sagen, demonstrieren ursprünglich verschiedene Reaktionsmöglichkeiten von Seele und Körper, von tierischer und geistiger Natur des Menschen. Es sind also Modellfälle aus der Schule. Warum Karl ein glühender Idealist trotz seines Verbrechertums und Franz ein Atheist ist, das erklären ihre gegensätzlichen Reaktionen von Körper und Seele. Der Ausdruck Operation ist in der Abelschen Fragestellung doppeldeutig: operari heißt bei ihm sowohl leiden als auch handeln. Wenn auf Karl etwas einstürzt, ist sein operari ein Leiden durch ein Äußeres, umgekehrt ist das operari des Franz ein aktives Handeln in Richtung auf ein Äußeres, das vernichtet werden soll, weil Franz glaubt, den Körpermechanismus vollkommen zu kennen und mit ihm spielen zu können. Karl reagiert auf Welt und Äußeres stets leidend, er wird zum Handeln gezwungen durch äußere Umstände oder Personen, die in Abels Abhandlungen besonders stark mit Beispielen herangezogen werden, während Franz das Spiel und die eigentliche Handlung gleichsam beherrscht, indem er durch seine scharfsinnigen Erfindungen von Situationen stets von sich aus aktivistisch neue Konflikte schafft.

Die dramatische Methode

Ich glaube kaum den Tatbestand spekulativ umzubiegen, wenn ich den Begriff „dramatische Methode“ in der Vorrede auf das eben Dargelegte beziehe.

Methodisch, d. h. berechnend geht Schiller in der Niederschrift der Szenen so vor, daß er bei jeder Szene einen besonderen Effekt von Seelenoperationen herausstellen will. Wie er selbst – in seinen Erinnerungen bestätigte das dann der Jugendfreund Scharfstein – zugibt, waren die Räuber gar nicht als Bühnenstück geplant, sondern sollten ein in lose dramatische Form von Beispielen gebrachter Roman sein. In einem Roman kann man beliebig viele Szenen, die unter sich nur in einem äußeren Zusammenhang stehen, ein- und umschalten, man kann also die Familiengeschichte des gräflichen Hauses Moor und die Geschichte einer Räuberbande ruhig nebeneinander herlaufen lassen, wenn beide Geschichten stets eine neue Situationsthematik derselben Absicht sind: außerordentliche Konjunkturen, gewaltige Affekte, die extremsten Reaktionsmöglichkeiten des aus Körper und Seele bestehenden Wesens Mensch darzulegen. Es dürfte unwiderlegbar sein, daß die äußere und innere Monstrosität der Räuber in nichts anderem begründet ist als in ihrer ursprünglichen Planung als dramatisierter Roman. Doch zum Überfluß sagt das Schiller in der Vorrede selbst. „Man wird mir einräumen, daß es eine widersinnige Zumutung ist, binnen drei Stunden drei außerordentliche Menschen (Spiegelberg, Franz, Karl) zu erschöpfen, deren Tätigkeit von vielleicht tausend Räderchen abhängt. So wie es in der Natur der Dinge unmöglich kann gegründet sein, daß sich drei außerordentliche Menschen auch dem durchdringendsten Geisteskenner innerhalb vierundzwanzig Stunden entblößen. Hier war Fülle ineinandergedrungener Realitäten vorhanden, die sich unmöglich in die allzu engen Pallisaden des Aristoteles und des Batteux einkleiden konnten.“ Auffallend wiederum die Diktion eines Operators, der sein eigenes Geschöpf zergliedert. Der Kandidat der Arzneikunst hat dutzendmal in seinen fünfjährigen Kursen in der Akademie vor ähnlichen Aufgaben gestanden, Thesenkomplexe zergliedern, einen vorliegenden Bestand von Problemen erschöpfend nach allen Richtungen hin als Respondent und Opponent im pro und contra (vergleiche dazu meinen Aufsatz im Katalog zur Ausstellung der Hohen Karlsschule) durchdiskutieren zu müssen. Jetzt überträgt er die gelernte Methode auf das Werk seiner Einbildungskraft. Er nimmt sozusagen die Kritik vorweg, die zu erwarten ist, wenn der dramatisierte Roman nun doch auf die Bühne kommen sollte und er mit dem Werk „sein Glück als dramatischer Autor“ (Brief an Petersen Dezember 1780) machen würde. Als er das erste Vorwort schrieb (April 1781), schwebten bereits Verhandlungen mit dem Mannheimer Buchhändler

Schwan. Das zweite Vorwort verteidigt noch einmal die These des ersten: Die Romanhaftigkeit der Räuber. Nach seinen Kenntnissen – und Schiller hatte zum mindesten den Julius von Tarent des Leisewitz, Gerstenbergs Ugolino (zitiert in der Probeschrift), sicher Goethes „Götz“, die wichtigsten Trauerspiele Shakespeares in der Übersetzung Eschenburgs und Wielands, Lessings „Emilia Galotti“ in der Akademie gelesen – gab es in deutschen Landen noch kein Stück, das einen ähnlich aufgeblähten Personenapparat besaß, eine ähnlich verzwickte, undurchsichtige Handlung zeigte, ähnlich umfänglich war, so daß man hätte mehrere Stücke daraus machen können. „Die Fülle ineinandergedrungener Realitäten“ war in der Tat überwältigend und stand als Hindernis einer Bühnendarstellung entgegen.

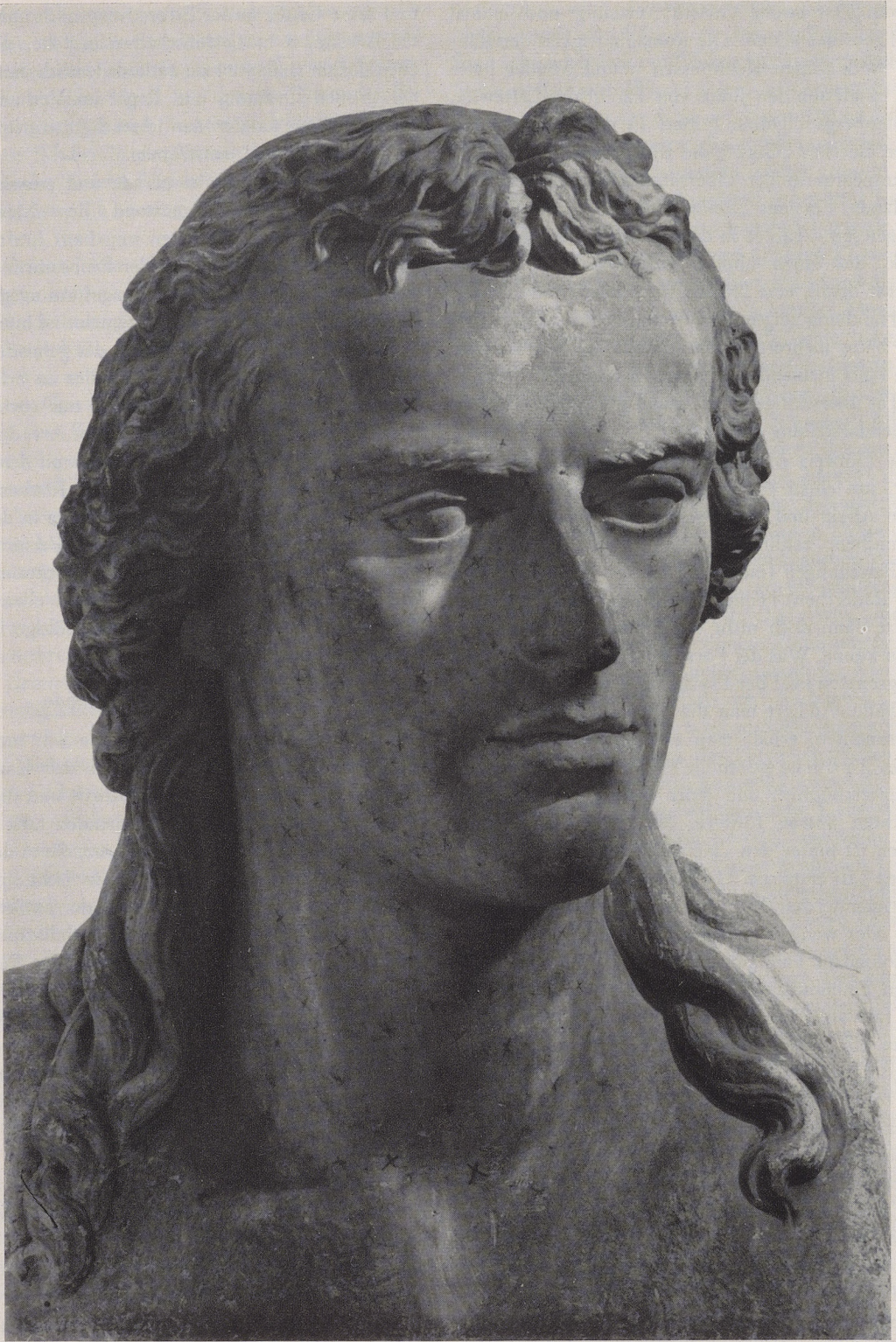
Abels Hinweis ist hier anzumerken, daß der Forscher, um einen einzigen Zusammenhang zwischen einem Affekt und körperlichen Vorgängen einsichtig zu machen, zahllose Veränderungen (*mutationes*) und Bewegungen (*motus*), zahllose vires mechanicae (also Räderchen) kennen und beobachten müsse und zuletzt dann doch nicht das ganze Geheimnis enthüllen könne. Was der Forscher bieten kann auf dem unbegrenzten Feld der Psychologie, sind Experimente und Fälle. Addiert man die Beobachtungen bei den Experimenten, erhält man ein leidlich genaues Ergebnis. An sich ist jedoch die Erfahrung, die *experientia*, unerschöpflich und jeder neue Fall kann neue Einsichten zutage fördern. Ich meine, ein solches Wissen ist hinter den „ineinander gedrunghenen Realitäten“ zu erspüren. Die Fülle erklärt sich aus dem Experimentiercharakter, den alle Figuren der Räuber mehr oder weniger an sich tragen. Der medizinisch-psychologische Fall, gezeugt aus einer mächtig schaffenden Einbildungskraft, umgrenzte Schillers Erfahrung fast vollständig. Wie sollte und hätte können der an ein Internat gefesselte Genius auch andere Erfahrungen haben, etwa z. B. Erfahrungen der Liebe oder solche eines ausschweifenden Epikuräerlebens (Franz) oder gar Erfahrungen des Karl Moor in den böhmischen Wäldern usw.? Das Experiment war die Realität, die ihm in der Akademie zur Verfügung stand, und mit ihm konnte er ins Unbegrenzte vorstoßen, in noch völlig unentdeckte Gegenden der menschlichen Seele hineinleuchten. Doch auch der „durchdringendste Geisteskenner“ bleibt bloß ein Stümper, wenn er „in die Natur der Dinge“ dringen will. Das hatte Abel in seiner berühmten Rede vom Jahre 1776 (man heißt sie die Rede über das Genie) ausgeführt, wenn er, den Karl Moorschen Adlerflug vorausahnend, vom Genie forderte, daß sein Ruhm

und seine Größe in der Erforschung noch unbekannter Affekte, d. h. Leidenschaften bestehe, die groß eben darum sind, weil sie außerordentlich, außerhalb der großen Ordnung und Regel im Verhalten der Menschen zueinander der letztlich unergründbaren „Natur der Dinge“ entströmen.

Die Natur der Dinge ist gerade und ausschließlich der Hauptforschungsgegenstand des Mediziners Schiller, den er zu Gestalten umschafft kraft seiner „dramatischen Methode“. In der Probeschrift gibt es eine weit über Abels meist in Frageform ausgehende Lösung: die Natur der Dinge (gemeint ist immer nur der außerordentliche Mensch) ist „das gemischte Wesen“ des Menschen (§ 24). Doch dies zu erläutern, würde vom Thema abführen. Hier nur soviel: Die Endlichkeit des Menschen ist doppelter Art: der Geist geht mit dem Körper und der Körper mit dem Geist zugrunde. Die beiden Brüder in den Räubern vollbringen, dies der Sinn aller Experimente in den einzelnen Szenen, jeder auf seine Art ein Vernichtungswerk, aber jeder unvollständig und scheiternd. Dies will heißen, daß Schiller in dem Stück eben nichts Erschöpfendes, keine für ein Drama gültige Lösung hat bieten können und wollen.

Die Neuartigkeit der Methode

Die von Schiller geübte Seelenkunde war mehr ein Entdecken denn ein am Leitfaden der Kausalität orientiertes Arbeiten. Die Probeschrift und die Vorreden sind voll von der überraschenden Lust – und hier spielt die aufklärerische Tendenz, die in den einzelnen Fakultäten der Akademie die Richtung wies, eine anfeuernde Rolle – überall, in der antiken und neueren Geschichte, in der engeren Fachdisziplin, auf dem Gebiet der Moral vor allem und der Religion, Fälle zu finden, Menschen aufzuspüren, die sich zur Exemplifikation eigneten und Beispiele für Seelen Gemälde abgeben konnten. Die Vorreden tasten deshalb in der Literatur herum, augenscheinlich um einen Zusammenhang mit den Beispielen in der wissenschaftlichen Probeschrift herzustellen. Dabei ist es interessant zu beobachten, daß literarische Wertungen kühn gewagt werden im Blick auf das Neue, was die Räuber nun im Bereich der vertieften Seelenkunde und des gegenwartsnäheren Dramas zu bieten haben. Die Situation ist hier ähnlich wie bei den deutschen Expressionisten oder Naturalisten um 1910 und 1890 im Verhältnis zur epigonalen Hoftheaterkunst und zur großen Klassik. Die Hauptmann und Mitstreiter hielten sich für aufgeklärt, wenn sie die darwinistische Entwicklungslehre auf ihre naturalistischen Figuren anwendeten, die Expressionisten deuteten



Schillerbüste von Dannecker im Schiller-Nationalmuseum Marbach

Aufnahme Windstoßer

den Ödipuskomplex Sigmund Freuds mit ihren Dramen aus und wählten sich weit fortschrittlicher als die Hauptmanngruppe. Der junge Schiller treibt mit der neuesten Psychologie, die um 1770 etwa die Bedeutung hatte wie die Psychoanalyse um 1920, einen Fortschrittskult und glaubt, er sei nun ganz up to date, was ohne Zweifel seine Richtigkeit hatte. Darum wird zur Rechtfertigung des Eigenen das gegenwärtig noch Gültige kritisch abgelehnt.

So behauptet die Vorrede, daß seine dramatische Manier endlich zu zeigen vermöge, daß die Helden des Corneille'schen Dramas trotz ihres hohen Selbst doch „selten mehr seien als eiskalte Zuschauer ihrer Wut oder altkluge Professores ihrer Leidenschaft“. Das Urteil über die Franzosen hat er vier Jahre später gründlich umgestoßen. Selbst die Emilia Galotti Lessings bekommt einen saftigen Hieb. Sie erscheint dem Autor der Räuber doch höchst vorgestrig, denn sie bearbeitete Tugend und Laster doch viel zu oberflächlich und für einen Normalgeschmack des bürgerlichen Mittelstandes gerade noch zuträglich. Sein majestätischer Räuber würde vor Lessings Augen und Urteil nicht mehr sein können als ein Stallknecht. Hochinteressant, wie Schiller sich für sein Schauspiel einen Roscellinus wünscht, d. h. jenen wegen Ketzerei angeklagten Scholastiker aus der Schule Abälards, der in der Erkenntnistheorie Abels den puren Nominalismus (Begriffe sind bloße Namen und existieren nicht wirklich, sind nur Seelenkräfte) begründet hat. Ein solcher Nominalist würde die Absicht seines Werkes durchaus verstehen und würdigen können und auch begreifen, daß es ihm nicht auf eine „Apologie des Lasters“ angekommen ist. Ein deutscher Roscius hätte auch Verständnis für das Übermaß an Sinnlichkeit, Verbrechen, Bosheit in dem Stück, da es gemeinhin kaum zu bestreiten sei, daß in der Welt das Laster stärker verbreitet ist als die Tugend. Überhaupt Tugend ist wie Moral erkennbar und darstellbar nur als contra zum Laster, sie gehört im Sinne einer Ambivalenz oder eines korrespondierenden Begriffes durchaus zum Laster, hat keinen Eigenwert, ist nichts Angeborenes, sondern ein Seelenzustand für kleine Geister und Normalmenschen. An mehr als an einer Stelle verhöhnen die Räuber die geltende Realität von Tugend und Moral in ihrer Zeit und entlarven sie als Heuchelei, Feigheit, Anpassung an geltende Gesetze, Furcht.

Der Anti-Aristoteles

Von hier aus ist nun auch leicht zu verstehen, warum Schiller mit der Ablehnung des Aristoteles, d. h. seiner Regeln für den Bau eines rechten Schauspiels, sich zu

Stückeschreibern bekennt, die unter der heutigen literarischen Rubrik „Stürmer und Dränger“ bekannt sind und gleichfalls dem Aristoteles und seinem modernen Verkünder Batteaux den Kampf angesagt hatten. Auch hier befolgte er eine Diskussionsthese in der Akademie. Abel hatte nach seinen „Ästhetischen Sätzen“ vom Jahre 1777 (Schiller fungierte als Respondent) seine Schüler bei den Dezemberprüfungen darüber diskutieren lassen, warum das Göttesched-Drama der Aufklärungszeit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts für einen heutigen Stückeschreiber nicht mehr gültig sei. Man verwarf den Aristoteles, den Lessing noch verteidigt hatte, weil der Geschmack sich gewandelt habe. Der sensus pulchri, so hieß die Ästhetik, wird durch die Einheit von Ort und Zeit ebenso wenig befriedigt wie von Figuren und Helden, die königlichen Stammes sind und darum Menschen, ohne bindendes Interesse. Das Sturm- und Drangdrama fordert das Ich des Dichters als neue Realität des Spiels. Es fordert, dem Vorbild Shakespeares nacheifernd, vielfältigen und raschen Orts- und Szenenwechsel. Endlich: es lebt von der Wucht anklagender Gefühle und schwärmerischer Reden, die nicht in geglätteten Versen, sondern in der harten wahrhaftigen (wie man meinte, natürlichen) Prosa, unmittelbar aus der seelischen Leidenschaft entsprungen, dargeboten werden. Haupt- und Staatsaktionen sind verbannt. Politik und Gesellschaft sind keine darzustellenden Gegenstände mehr, im neuen Drama sollen die Figuren ihren Leidenschaften laut, ungeregt, womöglich mit philosophischen Rasonnements durchsetzt, hinausschreien und sich in einem Dauerzustand der Empörung gegen Gott und Welt und alles, was in der Zeit noch Geltung hat, befinden. Das Genie, so hatte Abel in seiner Rede gesagt, ist überall, wo neue Regeln oder Gesetze der Welt gegeben werden, in Newton so gut wie in Shakespeare. Die Hauptsache ist, daß die origo, der Ursprung in der Seele wirklich vorhanden ist. Und das ist dann im Sprachgebrauch der Zeit die Originalität, das ist das Originalgenie, das gleichsam die Schöpfung von neuem aufbaut oder zerstört, um sie neu zu bauen. Nun, keiner dieser Art von Originalgenies hat die „Pallisaden des Aristoteles“ in die Freiheit des unbegrenzten seelischen Experiments hinein weiter übersprungen als der Dichter der Räuber. Wie wir heute beurteilen können, sind die Räuber der unüberbietbare Gipfel des Sturm- und Drangdramas in seiner äußeren Gestalt. Durch seine „dramatische Methode“ schon mußte der Kandidat der Medizin in die von den Originalgenies geschaffenen Bahnen des keinen üblichen Regeln folgenden Dramas einlenken.

In diesem Zusammenhang darf noch bemerkt werden, daß Schillers Deutschlehrer Balthasar Haug, ein gemäßigter Anhänger der Dichtungsart Klopstocks, im Jahre 1779 (dem Jahr jedenfalls, wo Schiller anfang, die Szenen der Räuber niederzuschreiben, Schiller selbst ließ sich noch von Haug prüfen) schrieb, die Wissenschaft der Dichtung, deren Hauptgegenstand die Rhetorik sei, die schöne nach den Regeln der Alten gebaute Rede, sei die höchste unter allen Wissenschaften und Künsten, weil sie im Bildungsgang der Menschheit Herz und Verstand am vollkommensten befriedige. Ich sage nichts Neues, wenn ich an die rhetorischen Glanzstücke der Räuber oder an die Monologe erinnere, und auf deren kunstvoll gebaute Struktur verweise im Unterschied zu der Rhetorik in den Dramen der Leisewitz und Klinger und anderen. Ob es der angeborene Instinkt des Dramatikers ist, oder ob wir an Übungen des Akademisten denken dürfen, kann offen bleiben, jedenfalls sind sowohl die Szenen als auch die rhetorischen Stücke in den Dialogen der Räuber nicht mit dem chaotischen und hinreißenden Gefühl im ungezähmten Pathos niedergeschrieben, sondern nach gewissen Regeln der Wiederholung und der Steigerung geschaffen und mit der Absicht auf gewissen Wirkungen hin ausgefeilt. Gerhard Storz hat in seinem Buch „Der Dichter Friedrich Schiller“ (1959) die sogenannte Rhetorik in den Räubern untersucht und deren dramatischen Charakter festgestellt gegen die bisher übliche Beurteilung, als explodierte da ein Dichter in einem bloßen Wortschwall, als jagen und überhäufen sich da eine Menge von passenden und unpassenden Metaphern, als treibe eine fiebrige, überhitzte Phantasie mit sich selbst eine Art Selbstbefriedigung. Planvoller ist das Unbehagen an der Kultur kaum mehr aktiviert worden. So gesehen ist der junge Autor als Psychologe so groß wie als Kenner dichterischer Mittel.

Im übrigen fordert Abel in den schon erwähnten „Ästhetischen Sätzen“ vom Dichter die Wahl klarer Bilder und Gleichnisse, die nur dann schön sind, wenn sie den Sinn eines Satzes klarer und deutlicher darstellen als das ein wissenschaftlicher Satz tun kann. Die Aufgabe des Dichters ist für Abel, das Formulieren eines Gedankens so zu besorgen, daß der Gedanke eine gewisse schöne Erhabenheit bekommt, die den ästhetischen Geschmack befriedigt. So sagt die erste Vorrede: „die beschreibende Dichtkunst wird um so mächtiger wirken, als die lebendige Anschauung kräftiger ist, denn die historische Erkenntnis ... da sie uns die Welt gleichsam gegenwärtig stellt.“ Damit greift sie das Stichwort der Abelschen Ästhetik auf:

Anschaulichkeit und unmittelbare Gegenwärtigkeit. Der Dichter führt an den Gegenstand unmittelbar heran, der Philosoph führt von ihm weg in die Abstraktion des bloßen Gedankens. So macht Abel in seinen Abhandlungen alle theoretisch gewonnenen Sätze durch Beispiele anschaulich.

Die Gegenwärtigkeit des Dramas

Je mehr aber der Prozeß der Anschaulichkeit gelingt, um so stärker sind dann auch die Wirkungen. Das ist eine Hauptthese Abels bei der Erklärung der Sympathie in der Abhandlung des Jahres 1779. Nach noch meist unbekannten Regeln stellen sich beim influxus animae ad cerebrum oder umgekehrt schwache oder starke Sympathieempfindungen ein im Gleichklang mit angenehmen oder unangenehmen Affekten (vgl. § 13 der Probeschrift). Die Sympathie hat wieder Doppelwirkung: Sie ist der Grund für das heilende oder tötende Wachstum der Affekte bei den Figuren und ist zugleich der Grund, warum der Leser oder Zuschauer von solchen Gefühlen handelnder Figuren mitbetroffen wird und je nach Seelenverfassung schwach oder stark „mit-leidet“, in Weinkrämpfe ausbricht oder zu Jubelrufen angereizt wird. Er darf beides, nur nicht kalt bleiben.

„Das gegenwärtig stellen“ hat der Dichter buchstäblich genommen. Die Erstausgabe hat folgende Angabe: „Der Ort der Geschichte ist Deutschland, die Zeit des Schauspiels ungefähr zwei Jahre.“ Die „zweite, verbesserte Auflage“, die, wie Friedrich Beißner schlüssig nachgewiesen hat, ohne Beihilfe Schillers, ja sogar gegen dessen Willen und Wissen in Mannheim nach der Stuttgarter Erstausgabe gefertigt wurde und auch dort gedruckt wurde (mit einem halben Dutzend Verschlimmverbesserungen und Weglassungen unanständiger Erzählungen), hat das Stück wohl gar in die Zeit des „ewigen Landfriedens“, also um 1500, als Maximilian, der letzte Ritter regierte, mit aller Konsequenz zurückversetzt. Bekannt sind Schillers heftigste Proteste gegen die Kostümierung in eine harmlose längst verklungene Ritterzeit. Die Proteste erklären sich leicht aus der Grundkonzeption: die zwei Brüder und deren Geschichte haben strengsten Gegenwartscharakter, sie vertragen alles bloß keine Historisierung, weil die Einbildungskraft sie als geschichtslos, heimatlos, ohne reale Existenz erfunden und in eine sich erst mit der Handlung entwickelnde Zukunft hinein gestaltet hat. Auch der Zeitrahmen ist so illusionär und undurchsichtig wie es die Orte sind, für die als Allgemeinbegriff Deutschland steht. Der Dichter will damit sagen, nur ein deutscher Poet – einem Franzosen oder

Schweizer traut er es nicht zu – kann so außergewöhnliche Figuren und gar eine ganze Bande auf die Bühne bringen, wenngleich die Gauner und Räuber in dem Vaterland nach dem Siebenjährigen Krieg allenthalben ihr Unwesen trieben und die Fürsten und ihre Polizei beschäftigten. Nebenbei bemerkt haben geschickte deutsche Regisseure der Zeit nach

den beiden Weltkriegen die Räuber als Heimkehrerstück aufgefaßt und mit ihnen den Zerfall der gelenden Moral und Sitten, das Überhandnehmen von Verbrechen und Morden nach grausamen Kriegen demonstriert. Eine gewiß nicht dem Schillerenthusiasmus unebenbürtige Auffassung, zumindestens der Versuch einer neuen Vergegenwärtigung.



Die Außenseite der Akademie in der Neckarstraße in Stuttgart (1944 zerstört). Aquarell von A. Federer.

Nach Gustav Wais, die Schillerstadt Stuttgart



1. Die Meimsheimer Linden mit der Martinskirche. Die jüngere Linde verdeckt die „tausendjährige“.

Die Meimsheimer tausendjährige Linde und ihre Erhaltung

Von Otto Linck

Mit Aufnahmen des Verfassers

Jahrhundert sind, Jahrhundert,
Ob meinem Haupt verrauscht,
Viel Tausend, die verwundert
Dem Geisterwehn gelauscht,
Sind wie ein Staub zerstoßen,
Ich steh' noch immer hier,
Wenn auch geknickt nach oben,
Grün' ich noch immer hier!

Die Verse, mit denen einst Wilhelm Ganzhorn die Neuenstädter Linde besang, gelten gleichermaßen für die Meimsheimer tausendjährige Linde. Die Neuenstädter Linde ist 1945 zusammengebrochen; um die Meimsheimer Linde noch möglichst lange zu erhalten, wurden an ihr im Sommer dieses Jahres umfangreiche Pflege- und Sicherungsarbeiten durchgeführt. Die beträchtlichen Mittel für diese Instandsetzungsarbeiten wurden in erster Linie von der Gemeinde Meimsheim, die seit je in besonderer Weise mit ihrer Linde verbunden ist, aufgebracht; namhafte Beiträge gaben der Landkreis Heilbronn, die Bezirksstelle für

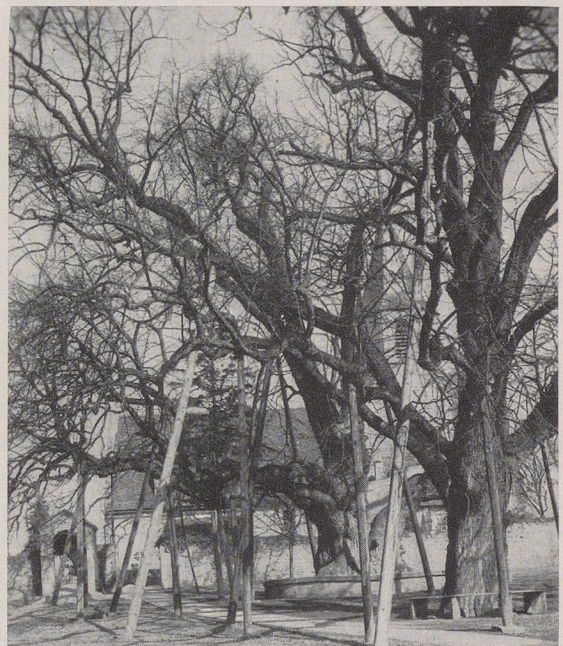
Naturschutz und Landschaftspflege und auch der Schwäbische Heimatbund. Daher sei in der „Schwäbischen Heimat“ ausführlich über die Linde und die durchgeführten Erhaltungsmaßnahmen berichtet. Vielleicht gibt der Bericht an dieser Stelle auch Anregungen für die Pflege anderer alter Bäume im Lande.

Bei der Höhe der Instandsetzungskosten – schon der Voranschlag betrug mehr als 5000 DM – mußte zunächst geprüft werden, war der Einsatz derartig hoher Mittel für die Erhaltung des alten Baumes zu verantworten? Lohnte sich der Einsatz in doppelter Hinsicht, einmal nach der Bedeutung und dem Wert des Baudenkmals wie nach seinem Erhaltungszustand? Auf dem Platz vor der Kirche in Meimsheim stehen zwei alte Linden; beim Blick von Süden verdeckt die jüngere, aber auch schon stattliche, die ältere, die „tausendjährige“ (Bild 1). Diese, eine Sommerlinde, auf die sich die folgenden Ausführungen vor allem beziehen, hat heute in Brusthöhe einen Stammumfang

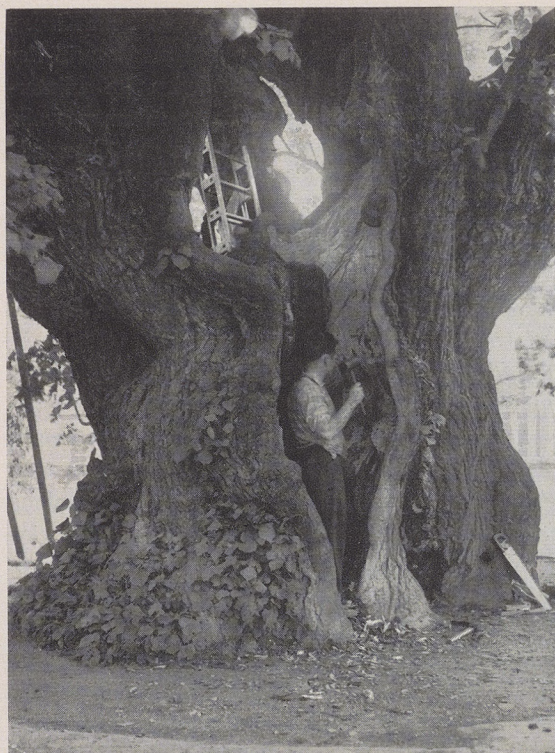
von 9 Metern. Nach dem „Schwäbischen Baumbuch“ von Feucht waren im Jahr 1911 nur die Linden von Neuenstadt und Criesbach stärker als die nördliche Meimsheimer Linde. Die Neuenstädter Linde ist, wie erwähnt, 1945 ausgefallen, die Criesbacher schwer angeschlagen. Damit dürfte die nördliche Meimsheimer Linde heute die stärkste Linde im Raum des früheren Landes Württemberg sein! Das gibt ihr allein schon eine besondere Bedeutung (wennschon es in Deutschland einige noch wesentlich stärkere Linden gibt; ein Baum bei Papenburg im Emsland soll 15 Meter Umfang haben!). Beide Meimsheimer Linden sind zusammen als „Naturdenkmal“ in das Naturdenkmalbuch des Kreises Heilbronn eingetragen und bilden das wichtigste Baumdenkmal des Kreises. Ob die stärkere Meimsheimer Linde tatsächlich 1000 Jahre alt ist, läßt sich nicht unmittelbar beweisen, da Urkunden fehlen. Biologisch wäre es möglich, da die Linden als unsere langlebigsten einheimischen Bäume solche Alter erreichen können. Auch machen neuere geschichtliche Überlegungen wahrscheinlich, daß die nördliche Meimsheimer Linde tatsächlich sehr alt ist. Nach den Untersuchungen von Heß (Zeitschrift des Zabergäu-Vereins 1953, H. 1) war die „Tausendjährige“ mit ziemlicher Sicherheit eine alte Gerichtslinde, wie wir solche von vielen Orten kennen (z. B. von Neuenstadt, Niedernhall, Hollenbach, Murr, Rottweil). Wenn aber das in einer Urkunde vom Jahr 1345 erwähnte „Landgericht in Meimsheim“, üblicherweise, wie Heß folgerte, unter der Linde getagt hat, so muß der Baum schon damals groß und nicht mehr jung gewesen sein. Neben dem Wert als Baudenkmal ersten Ranges kommt also der Meimsheimer Linde noch eine geschichtliche Bedeutung zu. Auch ist an die römische Vergangenheit des Orts zu erinnern, obwohl die heutigen Linden natürlich nichts mit den Römern zu tun haben. Unmittelbar neben dem heutigen Lindenplatz stand eine römische Villa, und in fränkischer Zeit war Meimsheim ein Vorort im Zabergäu, wahrscheinlich ein Verwaltungsmittelpunkt, vielleicht auch ein Hundertschaftssitz. Nachdrücklich muß schließlich auf die stimmungsvolle Umgebung der Meimsheimer Linden hingewiesen werden. Während sonst derartige Baumdenkmale oft neuzeitlichen Entwicklungen im Wege sind und nur mühsam und künstlich gehalten werden können, stehen die Meimsheimer Bäume auf einem einzigartig geschlossenen, unberührten Lindenplatz am Ortsrand. Dieser von einer Hecke umschlossene Platz ist ganz einfach gehalten, ein schlichter Grasplatz und keine „Anlage“ (eine störende Roßkastanienreihe wurde entfernt); ein Plattenweg führt

an den beiden mächtigen Stämmen vorbei zur Kirche, das Band der Friedhofsmauer und der Umriss der spätgotischen Martinskirche schließen im Hintergrund den Platz ab. Und dieser stimmungsvolle Meimsheimer Lindenplatz erfüllt in der Gemeinde auch noch eine lebendige Funktion: Hier können die Kinder spielen, die Alten ausruhen; auf dem Lindenplatz feiert die Gemeinde Meimsheim jährlich ihr „Laternenfest“, und unter dem Rauschen der ehrwürdigen Bäume werden seit Jahrhunderten die Toten der Gemeinde zu Grabe getragen.

Für die Beurteilung des Gesundheitszustands der instandzusetzenden tausendjährigen Linde erschien zunächst bedeutungsvoll, daß der Baum nach Feucht (Baumbuch) im Jahr 1911 einen Umfang von 8,30 Metern gehabt hat, heute aber 9 Meter Stammumfang aufweist. Auch wenn man berücksichtigt, daß eine genaue Messung des unregelmäßig geformten Stammquerschnitts nicht möglich ist, bleibt der Eindruck, daß der alte Baum in den letzten 47 Jahren zugewachsen ist. Nach den Trockenjahren hatte die Linde etwas zu kränkeln begonnen, zugleich wurde sie stark von der Roten Spinne befallen; das Blattwerk der nahezu 500 qm überdachenden Krone hat sich aber wieder völlig erholt und im Jahr 1959 hat der alte Baum geradezu erstaunliche Triebe gemacht, vor allem an den Adventivzweigen. In die Augen fallen natürlich die schweren Altersschäden des Ve-

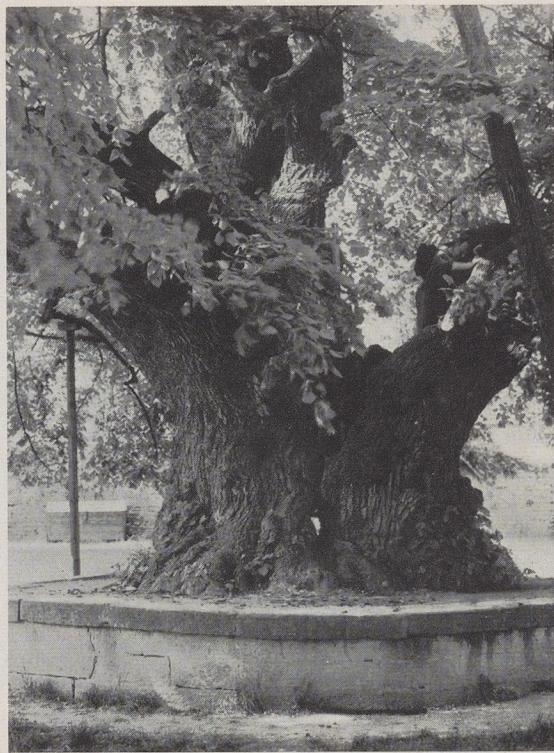


2. An der tausendjährigen Linde ist noch die große, nun entfernte Ausmauerung zu erkennen. Die Stummel der Hauptäste haben zahlreiche Adventiväste getrieben.



3. Ein Baumpfleger bei der Arbeit im Innern der Linde.

teranen: Sowohl der Stamm wie auch die mächtigen Hauptäste sind völlig hohl, zudem sind die Hauptäste und der Mittelstamm etwa auf die Hälfte ihrer ursprünglichen Länge zurückgenommen oder natürlich abgebrochen. So erscheint die Meimsheimer Linde heute im wesentlichen als gewaltiger Torso; es ist dies aber das natürliche Bild eines derartig alten Baumes. Der Holzverlust durch die Aushöhlung des Stamms und der Äste beeinträchtigt zwar die Standfestigkeit der Linde, aber, wie das üppige Wachstum der Ausschlagsäste zeigt, zunächst nicht ihre Lebenskraft. Alle Pflegemaßnahmen, die ja im Endziel einen solchen alten Baum möglichst lange erhalten wollen, bezwecken zweierlei: Die mechanische Sicherung des Stamms und der Hauptäste gegen Bruch und die Steigerung der natürlichen Wuchskräfte des Baums. Hierzu muß das alte Baumwesen über die Adventiväste und die sogenannten Innenwurzeln des Stamminnern gewissermaßen verjüngt werden. Zur Sicherung gegen Bruch ist die Meimsheimer Linde seit Menschengedenken abgestützt. Die Meimsheimer Linde ist aber keine der bekannten fränkischen Stützlinden, bei denen die Äste künstlich zu einem waagerechten Dach auf eine Vielzahl gleich hoher Stützen oder Säulen (Neuenstadt) heruntergezogen



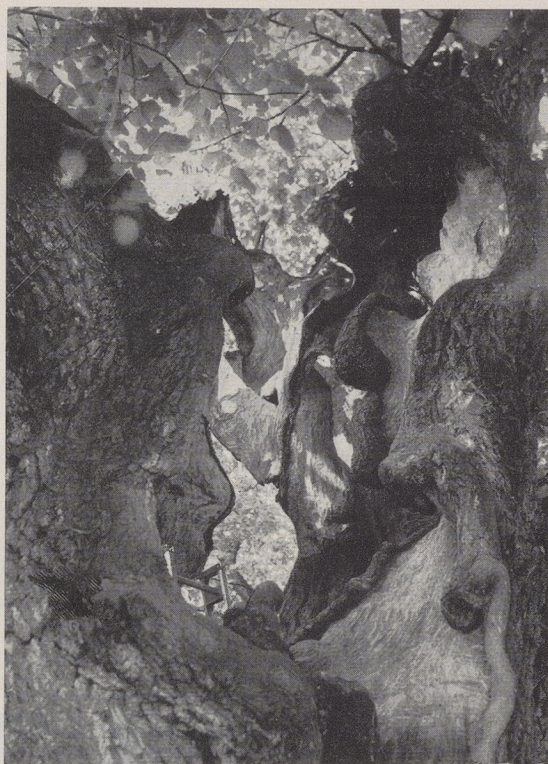
4. Stamm der Linde von Südwesten. Auf dem nach rechts abgehenden Hauptast ein Baumpfleger bei der Arbeit.

sind; die 23 Stützen der Meimsheimer Linde tragen in ganz verschiedener Höhe die ausladenden Stummel der Hauptäste. Heute hat die Gemeinde Meimsheim einen „Stützenmeister“, der für die Abstützung des Baumes verantwortlich ist.

Bei der Größe der Arbeit schien es richtig, für die Instandsetzung der Meimsheimer Linde einen Fachmann heranzuziehen; die Planung und Durchführung der gesamten Arbeiten wurden dem bekannten Baumchirurgen Michael Maurer, Nürnberg, übertragen. Zunächst wurde die vorhandene Ausmauerung der Stammhöhle (Bild 2) herausgenommen. In dreiwöchentlicher Arbeit stemmten dann zwei Baumpfleger alles kranke und von Pilzen befallene Holz im Stamminnern und in den hohlen Hauptästen bis auf das gesunde Holz weg. Dabei ergab sich ein phantastischer Einblick in den hohlen Stamm: Überall sind durch das den Hauptwurzeln folgende ungleichmäßige Wachsen des Stammes Außenrindenteile in das Stammesinnere „hineingefaltet“ worden und wanden sich nun nach der Freilegung dort gekrümmte auf dem weißgeschnitzten Holz (Bild 5). Das gesundgeschnittene Holz der Stammhöhle wurde sodann mit isolierenden, pilzabweisenden und hormonhaltigen Spezialmitteln bestrichen. Die Ausräumung des

Stamms brachte freilich zwei Enttäuschungen, zunächst war der restliche gesunde Holzmantel der Stammschale dünner, als erwartet wurde, so daß vorgesehene Verstreibungen des Stammzylinders durch eiserne Gewindestäbe nicht möglich waren, auch waren die sogenannten Innenwurzeln durch die an sich gutgemeinten mehrfachen Ausmauerungen größtenteils zerstört worden oder nicht zur Entwicklung gekommen. Diese „Innenwurzeln“ sind zunächst Austriebe schlafender Knospen der eingewachsenen Rindenteile; geraten diese Austriebe in die Erde auf den Grund des hohlen Stamms, so treiben sie dort als „Absenker“ Wurzeln (Bild 6). Es war eine der wichtigsten Aufgaben bei der Instandsetzung der Meimsheimer Linde die wenigen vorhandenen Innenwurzeln des hohlen Stamms und überhaupt die Bildung von Innenwurzeln zu fördern, denn analog, wie sich die gestummelte Krone durch Adventivastbildung verjüngt, soll sich im Innern des Baumes auch ein neues Wurzelwerk bilden, das den alten Baum sowohl neu zu verankern wie zusätzlich zu ernähren vermag. Dazu wurde der Boden in dem hohlen Stamm 1 Meter tief ausgehoben, neue, entsprechend zusammengesetzte Erde eingefüllt; die vorhandenen Innenwurzeln wurden sorgfältig in Mullwatte gebettet und mit Plastik umhüllt. Auf „Innenwurzeln“ ist im übrigen auch das nicht nur in Meimsheim sondern bei vielen alten Linden umgehende Gerücht zurückzuführen, daß die Bäume aus mehreren Einzelbäumen zusammengewachsen wären.

Am meisten überraschte, daß die Stammhöhle bei der Instandsetzung 1959 nicht mehr ausgemauert wurde. Die neuzeitliche Baumpflege ist überzeugt, daß die Plombierung hohler Bäume, auch wenn sie noch so sorgfältig durchgeführt wird, eher schadet als nützt. Zunächst gibt die Plombierung dem hohlen Stamm, da ja der Zug der Äste von dem starren Kern weg nach außen geht, keinerlei mechanische Festigung. Vor allem bilden sich zwischen der Füllung und dem Holzmantel unvermeidlich Zwischenräume, in die Wasser eindringt und in denen ein ausgesprochen günstiges Keimklima für holzerstörende Pilze entsteht. Es darf sich aber in dem hohlen Stamm keine Feuchtigkeit ansammeln, er muß völlig austrocknen können. Einfach offen lassen konnte man den sanierten hohlen Stamm der Meimsheimer Linde aber nicht, weil erfahrungsgemäß in derartig hohlen Bäumen Unrat abgelagert wird, auch geraten sie durch Fahrlässigkeit leicht in Brand. So verschloß man eine Öffnung des Stamms mit einer armierten Plastikblende; von einem völligen Verschuß mit Plastikwänden, die auch eine Durchlüftungseinrichtung



5. Blick in das Innere der Linde nach dem Weißschnitzen und vor der Imprägnierung des Holzes.

erfordert hätte, wurde abgesehen. Die übrigen Öffnungen des Stammes wurden einfach mit eingezogenen Drahtgittern gesichert. Diese Drahtgitter überraschen zwar auf den ersten Blick, sind aber technisch richtig, setzen die künstliche Zutat eindeutig von dem Naturkörper des Stammes ab und lassen auch Einblicke in das phantastische Stamminnere zu. Von den sonstigen Pflegemaßnahmen der Instandsetzung 1959 seien erwähnt: Der hohle Stummel des Mittelastes wurde ein weiteres Stück zurückgeschnitten, da die oberen Teile sehr schlecht waren. Alle frischen Astwunden und Rindenwundränder wurden mit Wuchsstoffmitteln bestrichen, um Austriebe und Überwallung zu fördern. Die Abstützung wurde überprüft; es empfiehlt sich, an längeren Ästen mehrere Stützen unterzuschieben, damit sich der Druck verteilt und die Saftbahnen nicht an einer Stelle zu sehr abgequetscht werden. Es wurde dem Baum im Kronenraum eine Tiefendüngung gegeben. Besondere Aufmerksamkeit wurde der Ummauerung des Lindenfußes gewidmet. Diese Ringmauer aus Natursteinen (Bild 4) ist an sich sehr schön, wirkt sich aber für den Baum nicht günstig aus. Durch die Hinterfüllung ist der natürlicherweise freie Fuß der Linde

ungefähr 1 Meter hoch angefüllt worden; auch erwies sich der vielbetretene Boden zwischen Ringmauer und Stamm als völlig verdichtet. Glücklicherweise bestand die Auffüllung aber aus verhältnismäßig lockerem Bauschutt, auch hatte die Linde in den Schuttmantel zahlreiche Hilfsurzeln getrieben. Auch hier wurde neue Erde eingefüllt und eine Decke aus Kies aufgebracht, die sich nicht verdichten läßt. Schließlich wurde auch daran gedacht, daß die vielen Höhlungen des Baumes in idealer Weise vielen Tieren, von den Eulen bis zu den Fledermäusen, Schutz und Unterkunft gewähren; die Nistgelegenheit soll durch eingefügte Querbrettchen verbessert, auch sollen die Hohlräume nach Möglichkeit gegen Raubzeug, vor allem Katzen, abgesichert werden.

Es sei aber auch nicht verschwiegen, daß die tausendjährige Linde kurz nach ihrer Instandsetzung am 10. August durch einen Gewittersturm schweren Schaden erlitten hat. Eine Sturmbö von orkanartiger

Stärke riß den nach Westen ausladenden Hauptast ab. Nachdrücklich ist festzustellen, daß der Bruch mit den Instandsetzungsarbeiten nichts zu tun hat. Derartige Unfälle durch ungewöhnlich starke Stürme ließen sich nur vermeiden, wenn die gestützten Äste zur Verringerung der Hebelwirkung sehr weit zurückgenommen würden. Der gebrochene Ast hing an sich auch nur noch mit einer schmalen eingerissenen Verbindung mit dem Stamm zusammen; der Ast wurde seitlich von dem Sturmstoß gefaßt und samt seinen Stützen, die selbst nicht brachen, zur Seite weggedrückt. Der Gesamteindruck des mächtigen Torsos der Meimsheimer tausendjährigen Linde ist durch den an sich schmerzlichen Verlust verhältnismäßig wenig beeinträchtigt. Wenn kein besonderes Unglück geschieht, ist zu erwarten, daß das ehrwürdige Baumdenkmal Meimsheimer Linde nach der gründlichen Überholung des Jahres 1959 noch lange steht und sich lebendig erneuert.



6. „Innenwurzeln“ in der Stammhöhle der Meimsheimer Linde.

Hangbebauung?

Von Hans Gerber

Der Gemeinderat der Stadt Reutlingen hat letztthin einen Beschluß gefaßt, der jeden Heimatfreund freuen wird. Er beschloß, die Hänge der Achalm oberhalb des Schönen Weges von jeder Wohnbebauung freizuhalten. Zwar waren hier nie Bebauungsmöglichkeiten planmäßig ausgewiesen worden. Die Gefahr aber, daß einzelnen Bürgern nach und nach Wohngebäude im Befreiungswege genehmigt würden, ist nun abgewendet.

Die Entscheidung des Gemeinderates stützte sich unter anderem auf ein von der Stadtverwaltung eingeholtes Gutachten, das – leicht gekürzt – deshalb wiedergegeben sei, weil es Grundsatzfragen berührt, die auch andere Städte und Gemeinden unseres Landes beschäftigen:

„Der Aussichtsweg am Fuße der Achalm oberhalb Reutlingen trägt den Namen ‚Der Schöne Weg‘ zu Recht. Sein Reiz beruht nicht nur auf den Schönheiten, die er erschließt – nach Südwesten die umfassende Sicht über die Stadt hinweg in die umliegende Hügellandschaft, nach Nordosten den Blick auf die freundlichen Hänge und den eigenwillig geformten Gipfel der Achalm, das Wahrzeichen der Stadt, – der Weg selbst ist schön in der natürlichen Art, wie er schlicht und ungezwungen in die Gegebenheiten eingefügt ist. Den Reutlingern bietet er in unmittelbarer Stadtnähe den beliebtesten erholungsreichen Spaziergang. Seine Bedeutung für die körperliche und seelische Gesundheit der Gesamtbevölkerung wird zweifellos mit dem Wachstum der Industriestadt steigen. Es ist daher die Pflicht der gegenwärtigen Generation den kommenden gegenüber, dieses Kleinod in seiner Eigenart und damit in seinem Wert unversehrt zu erhalten.

Der Schöne Weg ist keine Straße, sondern ein Pfad. Mit jedem Haus, das an ihn gebaut und von ihm aus zugänglich gemacht wird, verliert er einen Teil seines Charakters, um schließlich, ließe man den Dingen ihren Lauf, zu einer städtischen Straße – mit Fahrbahn, Randsteinen, Bürgersteigen und Stützmauern, vor allem aber mit erheblichem Kraftfahrverkehr – zu werden. Der Weg würde dann zwar einzelnen Bürgern bevorzugte Wohnmöglichkeiten erschließen, seinen unersetzlichen Wert für die Allgemeinheit aber weitgehend einbüßen. Daraus folgt, daß er nach Möglichkeit von jeder künftigen Bebauung freizuhalten ist. Soweit bestehende genehmigte Bebauungspläne einen talseitigen Anbau zulassen, sollten durch Ortsbausatzung die seitlichen Abstände zwischen den Gebäuden so groß wie irgend möglich festgesetzt werden. Die Gebäude wären tunlich, um keinen vermeidbaren

Fahrverkehr auf den Schönen Weg zu bringen, von unten her zu erschließen und im einzelnen so zu gestalten, daß man von diesem Weg aus über sie hinwegblicken kann. Von der Ausweisung neuer Baugebiete sollte oberhalb und unterhalb des Schönen Weges unbedingt abgesehen werden. Eine Bebauung oberhalb würde einer geordneten Entwicklung des Gemeindegebiets zuwiderlaufen, nicht zuletzt, weil unwirtschaftliche Aufwendungen für den Ausbau der Straßen und ihre Verbreiterung für Entwässerungen usw. die Folge wären und weil nach den allgemeinen Regeln des Städtebaues eine Bebauung gerade dieses Berghangs aus Gründen des Landschaftsschutzes abzulehnen ist.

Es ist dabei unerheblich, ob man Baumöglichkeiten durch Feststellung neuer Bebauungspläne oder nur durch Einzelbefreiungen von den Vorschriften des Art. 1 a der Bauordnung schaffen wollte: solche Einzelgenehmigungen würden unter Berufung auf das verfassungsmäßig garantierte Recht auf gleiche Behandlung unausweichlich zahlreiche Baugesuche und im Laufe der Zeit einen völligen Ausbau des Schönen Weges zu einer städtischen Wohnstraße hervorrufen. Diese Fehlentwicklung einzuleiten steht im Widerspruch zu den überwiegenden Interessen der Öffentlichkeit, hinter denen die an sich durchaus begreiflichen Wünsche einzelner Grundeigentümer zurücktreten müssen.

Von diesem Standpunkt aus gesehen ist die Frage unerheblich, ob ein einzelner zur Genehmigung vorgelegter Bau bereits das Gesamtbild in unvertretbarem Ausmaße stören würde oder nicht. In jedem Falle würde er eine Entwicklung einleiten, die nicht gutgeheißen werden kann. Zu bedenken ist auch, daß schon die erforderlichen Stützmauern mit eingebauten Garagen das Orts- und Landschaftsbild unvertretbar beeinträchtigen.

Gegenüber den Grundeigentümern bedeutet eine Ablehnung etwaiger Baugesuche keine unzumutbare Härte, da ein Recht auf Baugenehmigung in einem Gebiet außerhalb des Bebauungsplanes nicht besteht und die Grundstücke in ihrer seitherigen Nutzung nicht behindert werden.

Wesentlich in diesem Zusammenhang erscheint die Tatsache, daß die Stadt Reutlingen über reiche Möglichkeiten für die Ausweisung neuer Wohngebiete in landschaftlich bevorzugter Lage verfügt und von ihnen auch Gebrauch macht. Ein öffentliches Bedürfnis, neue Ortsbaupläne am Schönen Weg festzustellen, besteht daher nicht. Aber selbst wenn ein solches bestünde, widerspräche es der Bauordnung, an dieser Stelle bauen zu lassen, da den Anforderungen der Gesundheit der erholungsuchenden städtischen Bevölkerung nicht Genüge geleistet und nicht Bedacht auf die Erhaltung eines schö-

nen Straßen- und Landschaftsbildes genommen wäre. Das öffentliche Wohl würde somit geschädigt und erhebliche Interessen Dritter ohne genügenden Grund beeinträchtigt. Vom Stadtganzen aus gesehen besteht daher keine Notwendigkeit, der landschaftlichen Schönheit des überragenden Wahrzeichens der Stadt, der Achalm, durch weitere Überbauung ihrer Hänge Eintrag zu tun und hierfür unzumutbar hohe Kosten aufzuwenden, welche ein Ausbau des Schönen Wegs zur ordnungsmäßigen Wohnstraße mit sich brächte."

gez.: Ziegler
Ministerialrat

gez.: Gerber
Oberregierungsbaurat

Aus Heilbronn kommt die dankenswerte Kunde, daß auch hier der Gemeinderat durch eine Ausdehnung der Landschaftsschutzgebiete die Hänge, welche die Stadt in so schöner Weise einrahmen, noch mehr als bisher vor einer Bebauung gesichert hat.

Auch kleinere Städte, wie Kirchheim unter Teck, sind bestrebt, ihre Hänge nicht weiter bebauen zu lassen, sondern Neusiedlungen im Tal oder auf der Hochebene vorzusehen. Höhengründungen sollen dabei so weit von der Bergkante abgerückt werden, daß sie, von der Stadt aus gesehen, die Hangsilhouette nicht überschneiden. Andere Städte und Gemeinden unseres Landes werden ähnliche Entscheidungen getroffen haben, mindestens stehen sie vor der gleichen Frage. Wo ein Ausweichen auf flaches oder flachgeneigtes Gelände nicht möglich ist, wird vielerorts die Erhaltung eines im Orts- oder Stadtbild noch wesentlich mitsprechenden grünen Trennstreifens zwischen Tal- und Hangbebauung angestrebt und letztere nach Möglichkeit auf flache Hanglagen beschränkt.

Ein weithin bekanntgewordenes Beispiel dafür, daß die Frage der Freilassung von Hanggebieten überall die Verantwortlichen beschäftigt, bietet die Stadt Dortmund, die das weiträumige Hügelgelände, das die Bundesgartenschau 1959 einnimmt, zum großen Teil aus Privathand zu Bauplatzpreisen zurückerworben hat, um hier an landschaftlich bevorzugter Stelle eine großzügige Erholungsstätte für die Gesamtbevölkerung zu schaffen. Dies setzte das mit Opfern erkaufte Aufheben bestehender Baulinien voraus.

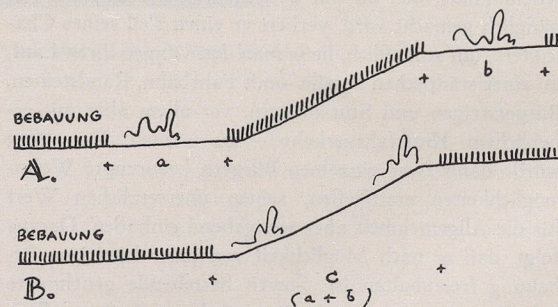
Die Stadt Würzburg zeigt, wie großartig sich eine Stadt in Tallage zwischen unbebauten Grünhängen, die nur durch einige markante Bauten gekrönt sind, ausnimmt. Demgegenüber gibt es freilich aus neuerer Zeit sehr viel mehr Beispiele von Hangbebauungen, die das Landschaftsbild stören. Hier wäre nicht nur an den überkochenden Milchtöpf Stuttgart zu denken...

Die Baumeister unserer alten Dörfer und Städte ließen die Hänge nach Möglichkeit unbebaut. Die Stadt- und Ortsbilder lebten weithin von der Spannung zwischen Talort und hochgelegener Burg. Dort aber, wo die topographischen Verhältnisse eine Hangbebauung erzwangen, wurde diese Situation ausdrucksvoll gestaltet, also aus der Not eine Tugend gemacht. Dies geschah zumeist dadurch, daß ein monumentaler Bau in Spornstellung zum Hang der Ansiedlung einen sicheren Halt gab. Schöne Beispiele bieten Weingarten, Herrenberg, Weinsberg, Schwäb. Hall. Die talseits gerichteten Giebel der Bürgerhäuser verdeutlichen in lebendiger Weise das Aufsteigen der Gesamtbebauung zur Stadtkrone hin.

Das in den letzten Jahrzehnten vielfach verwendete Rezept, die Hänge einfach mit Wohnhausschnüren parallel zum Hang zu überziehen, kann sich mit diesen alten Bildern in keiner Weise messen. Diese saft- und kraftlosen Bebauungen wirken öde und langweilig. Sie werden unerträglich, wenn sich die Bebauung so weit hinaufzieht, daß keine Baumkulisse mehr sichtbar wird, die das Gesamtbild zusammenhält.

Einen erfreulichen Versuch, einer Wohnungsgruppe am Hang Leben einzuhauchen, stellt eine kleine Siedlung oberhalb des Killesberggeländes in Stuttgart dar. Sie wurde von Architekt Helmut Erdle, Stuttgart, gebaut, der sich in unserem Lande vor allem als Gestalter der Muster-Wohnstadt Neckarsulm – Amorbach einen Namen gemacht hat. Diese Wohnhausgruppe geht leider weitgehend in der umgebenden Schnüren-Bebauung unter.

Im modernen Städtebau hat sich die Forderung durchgesetzt, die einzelnen Baugebiete nicht zusammenwachsen zu lassen, sondern sie durch Grünstreifen zu trennen. Werden die Hänge hierzu verwendet, so treten diese Trennstreifen ungleich stärker in Erscheinung als waagerecht gelegene Grünzonen. Unsere kleine Skizze macht dies deutlich.



Schema der Hangbebauung: Freiräume a und b im Stadtganzen optisch unwirksam, Freiraum c weithin sichtbar als sinnvolle Zäsur



Reutlingen, Schöner Weg

Aufnahme Dr. Hell

Der Kunstgriff, Grünflächen durch Ausmulden oder durch Hochziehen der Ränder weiträumiger erscheinen zu lassen, ist durchaus nicht neu. Schon die großen Landschafts- und Gartengestalter der Barockzeit haben ihn souverän gehandhabt. Ein schönes Beispiel aus neuerer Zeit bieten die Kuranlagen der Stadt *Wiesbaden*, die durch ihre Muldenlage wesentlich größer erscheinen, als ihre Ausdehnung auf dem Lageplan vermuten läßt. Avantgardisten des modernen Städtebaues, so Professor Ernst May, nehmen ihn wieder auf. Sie verwenden in neuen Wohnstädten den Aushub der Baugruben zu einer plastischen Auffaltung der Freiflächen, wodurch zugleich der Eindruck der Weiträumigkeit und der Geborgenheit entsteht. Geschickt in die so geschaffenen Mulden eingebettete Kinderspielflächen belästigen die umgebenden Wohnungen weit weniger als nicht umhegte.

Auf der „Interbau“ im ebenen *Berliner* Hansaviertel konnte man diesen Kunstgriff, Grünflächen größer erscheinen zu lassen, ebenso angewendet finden wie

im Park des Königs Baudoin im Ausstellungsgelände der *Brüsseler* Weltausstellung 1958. Aber wir brauchen gar nicht so weit zu gehen: der neue Stadtpark von *Kornwestheim*, der von Gartenarchitekt Schreiner, Stuttgart, gestaltet worden ist, verdankt seine ausgezeichnete Wirkung nicht zuletzt der besonnenen Anwendung von Mulde und Böschung auf einem von Haus aus ebenen Gelände.

Was hier die „hochgeklappte“ Grünfläche im Kleinen leistet, könnten unsere natürlichen Hänge im Großen vollbringen. Es versteht sich am Rande, daß dies auch eine erhebliche Ersparnis an Erschließungs- und Fundierungskosten im Gefolge hätte.

In den beengten Verhältnissen unseres Landes wird nicht jede Wohnhausbebauung am Hang vermieden werden können. Da ist es besonders erfreulich feststellen zu dürfen, daß die verantwortlichen Gremien dieser Frage sorgfältig ihr Augenmerk widmen.

Das Bild unserer Heimat sei der Gewinner.



Leinroden, Turmburg „Luschenau“ aus dem 13. Jahrhundert. Für ihre Wiederherstellung hat der Schwäb. Heimatbund einen Beitrag gegeben.

Aufnahme Wein

Kärwe

D’Kärweblüemlich blüehwe farwich
Schää un bloab um Haus und Ra
Naus zum Fenster guckt der Bauer
D’Kärwe gfällt em ewe aa.

Auf de Truche, B’hälter, Käste
Stähne d’Bläätz, waasch net, wieviel
In der Küche s’Krautflaasch bruzzelt
Wu dr Bauer esse will.

Naier Mouscht iahrt in de Fässer
D’Brotwärscht schmecke aus der Pfann
Un im Houf hält – B’such is kumme –
Grod dr Dout sa Schääse an.

Und am Diisch dr Karl, dr Frieder
D’Elsbeth un der Großknecht hockt
San hait satt und faul und warte
Bis im Wirtshaus d’Musik lockt.

Noch a Ziegarr raacht der Bauer
Aane, wu ganz extri schmeckt
Awer d’Liesel, weils no klaa is
Am a Zuckerblootz rooschleckt.

D’Baüre läßt ihr Strickzaich lieche
Macht en Kaffee schwarz und echt
Liest a Liebsgschicht vum e Grofa
Traamt, daß d’Gräfe sie sei mecht.

D’Maadlich hewe naie Klaadlich
D’Buwe gucke nach der Best. –
Alles fraabt se, ja, die Kärwe
Is halt doch a orch schääs Fest!

Rudolf Schlauch

Mörike und Raabe

Von Franz Oswald

Mörike hat in Stuttgart in den Jahren 1851–1866 gelebt, Raabe von 1862–1870. Es liegt daher die Vermutung nahe, daß die beiden Dichter einander gekannt hätten; insbesondere sollte man annehmen, daß Raabe, der in Stuttgart glückliche Jahre verlebt hat und damals einen großen Kreis von Freunden und Bekannten um sich hatte, versucht hätte, dem um 27 Jahre älteren Mörike näher zu kommen. Dem ist jedoch nicht so, die beiden haben einander niemals kennengelernt, weder während der gemeinsamen Jahre in Stuttgart, noch sonst früher oder später.

Dafür besitzen wir eine Reihe von Äußerungen Raabes über Mörike, die bezeugen, wie klar und sicher der niedersächsische Erzähler über alle Gegensätze hinweg die Größe des schwäbischen Lyrikers erkannt hat. Die meisten dieser Äußerungen finden sich in den Briefen Raabes „In alls gedultig“ (1940, Verlag Grote, Berlin). Die Häufigkeit, mit der der sonst so wortkarge Raabe in seinen Briefen von Mörike spricht, beweist, wie stark er die Bedeutung Mörikes empfunden hat; dabei fällt es geradezu auf, daß Raabe, der mit Lobsprüchen gewiß sparsam war, mehrere Male von dem großen Dichter Mörike spricht.

Die abschließende Äußerung findet sich in einem Brief Raabes aus Braunschweig vom 21. 11. 1900, also aus einer Zeit, da Raabe bereits im 70. Lebensjahr stand; er schreibt an Professor Harry Maync, den Verfasser der Mörikebiographie und Herausgeber von Mörikes Werken, dessen Brief er am 17. 11. erhalten hatte, folgendes: „Leider kann ich Ihnen zu Ihrem schönen Zweck gar nicht behilflich sein! – Mörike ist wohl der einzige von den vielen interessanten, bedeutenden Männern jener Jahre in Stuttgart, mit dem ich nicht persönlich in Berührung gekommen bin. Er führte ein so hypochondrisch-zurückgezogenes Leben, daß wahrscheinlich nur älteste schwäbische Freunde in vertrautem Verkehr mit ihm waren. Aus der Fremdenkolonie weiß ich keinen Einzigen. – Übrigens war er mir sehr gewogen, wie seine ersten Biographen, mein lieber alter Freund Friedrich Notter und Julius Klaißer gesagt haben. Das beruhte aber wahrlich auf Gegenseitigkeit! Wer würdigte nicht den großen Dichter, den wundervollen Lyriker, wenn er auch im Leben dem kleinsten Grunde des Anstoßes gerne meilenweit aus dem Wege ging und zuletzt sogar eine Sinekure, die ihn allwöchentlich zu zwei Stunden Literaturgeschichte in einer Mädchenschule verpflichtete, als zu beschwerlich aufgab? – Ich, damals als junger Ehemann im vollen geselligen, literarischen und – politischen Tummel und Taumel der Tage, fühlte wirklich nicht das Bedürfnis, den alten großen Träumer in seinem Winkel aufzustöbern: gereut hat das Versäumnis mich später natürlich doch sehr!“

Wir erfahren aus diesem Brief zugleich den Grund, aus welchem es nicht dazugekommen ist, daß die beiden Dichter einander kennen lernten. Genau die gleiche Darstellung findet sich in dem Erinnerungsbuch von Fritz Hartmann „Raabe, wie er war und wie er dachte“. Danach hat dieser sich mündlich folgendermaßen über Mörike geäußert: „Das ist der einzige Stuttgarter Genosse von der Feder, den ich nie gesehen. Man konnte seiner nicht habhaft werden, da er sich jeder Berührung der Mitwelt schüchtern und menschenscheu entzog. ‚Geben Sie sich keine Mühe, den fassen Sie doch nicht‘, sagte man mir. Eine quabbelige, faule Natur, die sich durch die eine wöchentliche Literaturstunde am Katharinenstift beschwert fühlte und lieber drum die gutbezahlte Stelle aufgab. Er wurde aber trotz seiner Faulheit als berühmter Dichter von den Behörden immer nur mit Glacé angefaßt.“

Das gleiche berichtet Heinrich Spiero in seinem Werk über Raabe, wo er sagt, daß Raabe Mörike nie gesehen hat (2. Auflage, Seite 102), ebenso in seinem Erinnerungsbuch „Schicksal und Anteil“, wo er schreibt: „Von den Zeitgenossen seiner Stuttgarter Jahre hatte Raabe sich zu Mörike und Vischer kein Herz fassen können, Mörike nannte er kurz und deutlich erzfaul ...“

Wir besitzen sohin nicht nur Raabes eigene Äußerungen in dem Brief an Professor Maync, sondern auch die übereinstimmenden Berichte von Hartmann und Spiero und müssen es daraufhin als feststehend ansehen, daß Raabe mit Mörike niemals persönlich bekannt wurde. Das verwundert um so mehr, als beide in Friedrich Notter einen gemeinsamen Freund hatten, der die Möglichkeit gehabt hätte, die beiden miteinander bekannt zu machen. Notter war dreißig Jahre älter als Raabe und wurde von diesem sehr geschätzt; er hat neben anderen Übersetzungen zusammen mit Mörike die Verdeutschung der Idyllen von Theokrit, Bion und Moschos besorgt.

Einmal wären die beiden Dichter beinahe zusammengekommen. Nach brieflicher Mitteilung von Pongs, dem Verfasser des ausgezeichneten Lexikons der Weltliteratur, ist diese mögliche Begegnung auf den 20. 5. 1865 festzulegen. Für diesen Tag enthält das Tagebuch Raabes den folgenden Eintrag: „Abends mit O. Müller zum Museum, zu van den Berghes Unterhaltung. M. Hartmann, Eduard Mörike.“ Es handelte sich um einen Schauspieler van den Berghes, für den sich Mörike am 5. 4. in einem Brief an den damals sehr berühmten Schauspieler Löwe eingesetzt hatte. Daher ist anzunehmen, daß an jenem Abend auch Mörike im Museum war, wie es auch das Tagebuch Raabes bezeugt. Dieser Schauspieler van den Berghes hatte am 13. 5. Raabe besucht, am 14. war Raabe im Kaffeekränzchen bei Löwe gewesen und man darf es als gewiß annehmen, daß er dort mit Löwe über

van den Berghe gesprochen hat. Mit Recht findet es Pongs auffallend, daß die gemeinsamen Interessen, die Mörike und Raabe an diesem Schauspieler hatten, nicht dazu geführt haben, daß die beiden sich persönlich kennenlernten. Es ist dies um so erstaunlicher, als Raabe und Mörike eine ganze Reihe gemeinsamer Bekannter hatten, und zwar außer dem Schauspieler van den Berghe noch den Schauspieler Löwe, die Dichter Fischer, Schwerer, Dulk und nicht zuletzt Notter, der bereits erwähnt wurde und von dem noch die Rede sein wird. Nach meiner Meinung hat Pongs das Richtige getroffen, wenn er sagt: „Es ist, als wären die beiden sich absichtlich aus dem Wege gegangen, denn beide waren Naturen, die es glänzend verstanden, andere Menschen zu unter-schweigen.“

Kamen die beiden Dichter somit nicht in persönliche Be-rührung, so bestand doch auf beiden Seiten ein gegen-seitiges Interesse. Namentlich Raabe hatte damals in Stuttgart ein großes, ja außergewöhnliches Interesse für Mörike, das ergibt sich aus einem Brief, den er am 3. 2. 1868 an den Verleger Eduard Hallberger geschrieben hat und den er auch in seinem Tagebuch verzeichnet: „Diese Biographie würde ich sehr gern schreiben, allein ich kenne weder Herrn Mörike persönlich, noch habe ich die ge-ringste Kunde von seinem Lebensgange und von seinen Werken sind mir nur seine Gedichte bekannt. Für diesen Aufsatz würden Sie aber keinen bessern und willigeren Mann finden als den Herrn Professor Klaiber, der M.'s Stelle am hiesigen Katharinenstift übernommen hat und sein glühendster Verehrer, Schüler und auch schon Bio-graph / wenn ich nicht irre, in der A.A. Zeitung / ist. Ich glaube auch, dieser Herr wäre in der Beziehung und mancher anderen eine treffliche Errungenschaft für Ihr Blatt – seine Arbeiten über das Märchen und die hier gehaltenen Vorträge sind Ihnen vielleicht noch im Ge-dächtnis –; persönlich kenne ich ihn freilich auch nicht anders als durch eine Begegnung bei Jensen. – J. G. Fischer, der ebenfalls zu M.'s genauesten Freunden und Kennern gehört, wird ebenfalls diese Biographie gewiß gern schreiben; doch ist freilich die Zeit ein wenig kurz. – Sollten diese beiden Herren den Vorschlag ablehnen und können Sie mir das Material zu dem Aufsatz verschaffen, so bin ich natürlich gern bereit, das Gewünschte, wenig-stens lesbar, wenn auch nicht allzu ausgeführt, zu schreiben.“

Daß Raabe sich bereit erklärt hat, über einen anderen Dichter eine Biographie zu schreiben, ist auffallend und geradezu erstaunlich ist es, daß er hierzu auch dann bereit war, wenn ihm der Stoff hierfür von anderen zur Verfügung gestellt würde. Mir kommen aber Zweifel, ob Raabes Bereitwilligkeit zu einer solchen Arbeit wirk-lich ernst gemeint war oder ob er an Hallberger nur des-halb so geschrieben hat, weil er es mit diesem, der damals im literarischen Leben nicht nur Stuttgarts, sondern ganz Deutschlands eine große Rolle spielte, nicht verderben wollte.

Wir wissen auch die Zeit, in der Raabe Mörikes Gedichte kennengelernt hat. In seinem Tagebuch vermerkt er unter dem 11. 4. 1864: „Gedichte von Löwe und Mörike“. Damals also hat Raabe Mörikes Gedichte bekommen und wir dürfen annehmen, daß dies die erste Bekannt-schaft mit Mörikes Gedichten war, die sogleich den tief-sten Eindruck auf ihn gemacht haben müssen.

Im Jahre 1868, als er den Brief an den Verleger Hall-berger schrieb, hat er jedenfalls nur die Gedichte ge-kannt. Aus einem Brief, den er aus Braunschweig am 31. 12. 1885 an seinen alten Stuttgarter Freund Karl Schönhardt geschrieben hat, ergibt sich, daß Raabe auch das Märchen vom sicheren Mann und überdies die Zeich-nungen von Schwind hierzu kannte.

Ob Raabe weitere Dichtungen Mörikes gekannt hat, wird man niemals entscheiden können. Der Dichter Emil Strauß meint in einem Brief an mich, Raabe „scheint eben doch nur die Gedichte gekannt zu haben. Wenn er den zwar nicht geglückten, aber an Schönheit reichen Maler Nolten gekannt hätte, würde er ihn doch vielleicht mit erwähnt haben. Als er nach dem siebziger Krieg den Christoph Pechlin schrieb, würde er vielleicht doch eine Anspielung auf das schwäbischste Buch nicht haben unter-drücken können, auf das Stuttgarter Hutzelmännlein.“ Es ist sehr wohl möglich, daß Strauß damit instinktiv das Richtige getroffen hat; es ist aber ebensogut denkbar, daß der tiefe Eindruck, den Mörikes Gedichte bei Raabe hinterließen, diesen auch zu anderen Dichtungen Mörikes hat greifen lassen.

Der Tod Mörikes ist Raabe nahegegangen. Mörike war am 4. Juni 1875 gestorben und am letzten Tage dieses Jahres schreibt Raabe von Braunschweig aus an den alten schwäbischen Freund Friedrich Notter: „Mein guter Hausgenosse Reuschle, unser wackerer Partheigenosse Gustav Müller und Eduard Mörike sind fortgegangen von Stuttgart und nicht bloß wie die Familie Raabe im Sommer 1870 von Stuttgart nach Braunschweig ver-zogen.“ Auch in späteren Jahren hat Raabe immer wieder Mörikes gedacht. So führt er in einem Brief aus Braun-schweig an Adolf Fausel vom 28. August 1894 unter den Leuten, die das Schicksal im Laufe der sechziger Jahre am lieben Nesenbach zusammengebracht hatte, auch Mörike an.

Eine wichtige Äußerung findet sich in dem Brief, den Raabe am 11. 12. 1876 aus Braunschweig an den Stutt-garter Freund Karl Schönhardt geschrieben hat, der ihm die Mörikevorträge Klaibers geschickt hatte; er schreibt: „Herzlichen Dank für den Klaiber. Was er über den Dichter sagt, unterschreibe ich ganz und gar, aber an das ‚Anheimelnde der eigenen vier Wände und alles dessen, was sie Liebes umschließen‘ kann ich bei Mörike nicht so recht glauben. Seine Frau soll es innerhalb dieser vier Wände nicht bei ihm haben aushalten können; und was das bedeutet von Tag zu Tag zwischen Sonnenaufgang und Untergang und umgekehrt, das läßt sich eben nur durch Euphemismen in öffentlichen Vorträgen zudecken. Ein Vorwurf für den trefflichen Mann und wundervollen

Poeten soll in dieser meiner Anmerkung keineswegs liegen!“ –

Raabe berührt hier einen der schmerzlichsten Punkte aus dem Leben Mörikes; er hatte zweifellos nicht jene genaue Kenntnis von den Verhältnissen, wie wir sie heute besitzen, aber seine Bemerkung beweist, wie er – offenbar aus mündlichen Mitteilungen – das Wesentliche herausgefühlt hat.

Das erwähnte Buch von Klaiber heißt „Eduard Mörike, Zwei Vorträge über ihn von Julius Klaiber“ und ist im Verlag von August Auerbach in Stuttgart 1876 erschienen. Der kleine Band, der sich noch heute in der Bücherei Raabes befindet, trägt, von ihm selbst geschrieben, seinen Namen mit dem Beisatz: Braunschweig, 6. Dezember 1876. – Er ist zugleich, wie Margarete Raabe, die Tochter des Dichters, mir mitteilte, das Einzige, was sich in der Bücherei Raabes über Mörike vorfindet; auch Ausgaben von Mörikes Werken sind nicht vorhanden.

Die Schrift von Klaiber über Mörike hat Raabe, wie er in seinem Tagebuch vermerkt, am 6. Dezember 1876 erhalten; schon zu Beginn desselben Jahres, am 9. Januar hatte er, wie ebenfalls das Tagebuch meldet, die Charakteristik Mörikes von Notter bekommen; beide Schriften waren bald nach dem Tode Mörikes erschienen, der am 4. Juni des vorangegangenen Jahres gestorben war. Raabe hatte mit Mörike den gleichen Geburtstag, nämlich den 8. September, Mörike war 1804 geboren, Raabe 1831. Diese Tatsache des gemeinsamen Geburtstages war Raabe bewußt, wir aus seinem Brief vom 6. September 1906 an Marie Jensen hervorgeht, die ebenfalls an diesem Tage, Mariä Geburt, geboren war; diese Bemerkung, die Raabe zwei Tage vor Vollendung seines 75. Lebensjahres geschrieben hat, ist zugleich die letzte schriftliche Äußerung, die wir von ihm über Mörike besitzen.

Was Raabes Dichtungen betrifft, so ist Kloster Lugau das einzige Werk, in dem Raabe von Mörike spricht und ihn zitiert, und zwar an drei Stellen. Sie lauten: Kapitel 22: „Er konnte es eigentlich nicht verantworten, dieser Doktor Meyer aus Schwaben, daß er den Nonnen von Lugau gerade in diesem Frühling den ganzen Ludwig Uhland, den Justinus Kerner, den Eduard Mörike und was er sonst in der Art . . . mitgenommen hatte, in ihren Klostergarten hineinrug.“ – Kapitel 24: „War das a herzige Hahnenfahrt mit diese wundervolle Lugauer Klosterfrauen! Die hätten der Uhland, der Kerner, der Schwab und der Mörike mitmachen müssen.“ – Im Kapitel 24 werden auch die ersten Zeilen von Mörikes Gedicht „Waldplage“ angeführt: „Im Walde däucht mir Alles miteinander schön, und nichts Mißliebiges darin, so vielerlei er hegen mag.“

Gerade Kloster Lugau, das Raabe sich in den Jahren 1891/93, nach dem erschütternden Tode seiner jüngsten sechzehnjährigen Tochter Gertrud, abgerungen hatte, war dem Dichter besonders ans Herz gewachsen. Er wollte damit den Dank abstatten für die glücklichen Jahre, die er in Stuttgart hatte verleben dürfen, zugleich

wollte er, wie vorher mit Gutmanns Reisen, als Dichter aussprechen, wie sehr ihm am Herzen lag, daß das deutsche Volk in Nord und Süd sich finde und eins werde. So schreibt er am Schluß des Jahres 1893, am 29. Dezember, aus Braunschweig an den alten Stuttgarter Freund Schönhardt: „Wie mich Dein diesmaliger Brief gerührt und gefreut hat! Ich habe nun dreiundzwanzig Jahre lang das Gefühl mit mir herumgeschleppt, Euch Schwaben noch immer den Dank für die erwiesene Gastfreundschaft von 1862 bis 1870 schuldig zu sein: nun habe ich es abgeschüttelt mit Kloster Lugau. Das Buch ist, was Euch dort am Neckar und Nesenbach betrifft, wirklich aus treuem Herzen gekommen; nehmt es so hin und laßt es auf Euch wirken: besseres hatte ich nicht!“ Und schon bald nachher, am 28. Januar des folgenden Jahres, schreibt er an Frau Längin, eine Verehrerin seiner Dichtkunst in Karlsruhe: „Wenn ich wirklich dazu beitrage, den süddeutschen Brüdern und Schwestern den deutschen Norden gemütlich näher zu rücken, so würde mir das freilich eine große Freude und Genugtuung sein.“ – Und am 22. Juni des gleichen Jahres an dieselbe: „Was ich nach meinen schwachen Kräften dazu thun kann, den Süden mit dem Norden zu verknüpfen, geschieht auch jetzt noch: ‚Kloster Lugau‘ ist wohl wieder ein Beweis davon.“

Raabe hat damit als Dichter noch einmal gestaltet, was ihn als Menschen seit jeher bewegte und dem er als Dichter schon Ausdruck gegeben hatte, vor allem im *Draümling*, geschrieben in Erinnerung an die große Schillerfeier des Jahres 1859, und zuletzt wieder in *Gutmanns Reisen*, die er bald nach Bismarcks Sturz, im Sommer 1890, begonnen hatte und mit denen er dem Gründer der deutschen Einheit huldigt. Gerade in den Jahren nach Bismarcks Entlassung war Raabe erfüllt von dankbarer Erinnerung an Bismarcks Reichsgründung; hat er doch den humorvollen Bericht von *Gutmanns Reisen*, in dem er seine Klothilde heiraten und sie dadurch das deutsche Volk neu gründen und das neue deutsche Reich stiften läßt, sehr bald nach Bismarcks Sturz begonnen, nämlich am 9. Juni des Jahres 1890, und als er ihn am 3. Oktober des nächsten Jahres abgeschlossen hatte, bereits zehn Tage später, nämlich am 13. Oktober, mit der Niederschrift von *Kloster Lugau* begonnen, in dem es ihm ebenfalls um das Zusammenfinden von Nord und Süd im deutschen Volke geht.

In diesem großen Zusammenhang, unter dem Gedanken des äußeren und inneren Zusammenfindens von Nord und Süd, dürfen und sollen wir das Verhältnis zwischen Mörike und Raabe sehen; ist auch die gegenseitige Hochschätzung, die die beiden Dichter einander entgegengebracht, von diesem Gedanken unabhängig, so wird sie durch ihn erhoben über das rein persönliche Verhältnis hinaus in die höhere Region des Gesamtlebens der Nation!

Einmal hatte Raabe sogar in einem Gelegenheitsgedicht Mörike besungen. In das Album der berühmten Sängerin Viardot Garcia, die beim Stuttgarter Schubertfest 1865

mitgewirkt hatte, schrieb er am 25. September 1865 die folgenden reizenden Verse:

„Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee,
Singt Professor Eduard Mörike,
Schwarz auf weiß bezeugt dies Albumblatt,
Daß ein Vogel es beschritten hat,
der mit zierlich aufgesetztem Fuß
Scharrt der hohen Dame seinen Gruß.“

Dies die Äußerungen Raabes über Mörike, die hiermit vollständig erfaßt sein dürften. –

Was nun Äußerungen Mörikes über Raabe betrifft, so sind – abgesehen von den mündlichen Äußerungen Mörikes, die Raabe in dem Brief vom 21. November 1900 an Professor Maync selbst wiedergibt – keine ausfindig zu machen. In den vielen Briefen Mörikes, auch in den unveröffentlichten, ist der Name Raabe oder ein Werk von ihm nicht ein einziges Mal erwähnt, auch hat sich in Mörikes Bücherei kein Buch von Raabe gefunden. Selbst in den vielen Hauskalendern, die Mörike geführt und in die er zeitweise sehr gewissenhaft alle erhaltenen und gemachten Besuche eingetragen hat, selbst dort wird Raabe nicht erwähnt. Eine Erwähnung findet sich auch bei keinem der zahlreichen Besuche von Notter oder von Klaiber. Als Notter von Stuttgart nach Berlin fuhr und auf dieser Reise Raabe in Braunschweig besuchte, machte er, wie aus einer Eintragung Mörikes in seinem Hauskalender hervorgeht, vorher einen Abschiedsbesuch bei Mörike; auch bei dieser Gelegenheit wurde über Raabe entweder nicht gesprochen oder wenn es doch geschehen ist, hat es Mörike nicht für so wichtig gehalten, daß er es in seinem Kalender eingetragen hätte.

Wenn wir nun weitere Äußerungen Mörikes über Raabe nicht besitzen, so haben wir doch die Gewißheit, daß Mörike Raabe sehr gewogen war; dies wußte Raabe aus dem Munde von Friedrich Notter und von Julius Klaiber, und er selbst hat diese Äußerung in dem Brief an Professor Maync festgehalten. Wir haben also ein vollgültiges Zeugnis der großen Wertschätzung, die auch Mörike seinerseits Raabe entgegenbrachte, und dürfen es als sicher ansehen, daß Mörike mindestens einige von Raabes Dichtungen gekannt hat, auch wenn wir nicht wissen, welche es waren.

Überblickt man diese Darlegungen, so scheint, obzwar sie ohne einen jahrelangen, ausgebreiteten Briefwechsel und manche Nachforschungen in Archiven nicht zustande gekommen wären, das Ergebnis nur geringfügig zu sein. Dennoch sollen wir es nicht unterschätzen! Gibt es doch die Gewißheit: Mörike und Raabe, die beide nicht nur zu den großen Dichtern deutscher Zunge und damit der Menschheit gehören, sondern auch zu den guten Geistern des deutschen Volkes, die diesem gerade heute teuer sein müssen, sie haben einander nie von Angesicht gesehen; aber dennoch und ungeachtet der Gegensätze, die sich in ihnen verkörperten, hat ein jeder der beiden über alle Verschiedenheiten hinweg die Größe und Eigenart des anderen mit sicherem Gefühl erfaßt und gewürdigt und damit das bekräftigt,

was unzerstörbar durch alle Zeiten, auch die schwersten hindurch, das deutsche Volk zusammenhält und ihm stets neue Lebenskraft geschenkt hat und immer schenken wird: die seelische Geschlossenheit, die in langen Jahrhunderten einer schweren Geschichte schwer errungene innere Einheit.

Hannibal ante portas

„Hannibal vor den Toren der Stadt“ war der Schreckensruf im alten Rom, der es zum äußersten Widerstand aufrief, zum Kampf um die Existenz, stand doch – wie wir heute wissen – die ganze europäische Kultur auf dem Spiel. Und wie steht es nun bei uns?

Die Befürworter des Versuchs, le Corbusier zu übertreffen und eine Stadt in einen Baukörper zu fassen, eine Stadt, die alle ähnlichen Versuche an Größe weit übertreffen soll, sagen: Wir brauchen Wohnungen, gleich auf welchem Weg. Jede Lösung ist besser als keine. Wie gerne möchten sie im 10. oder 15. Stock eines solchen Baus wohnen mit dem schönen Blick auf die Alb, viel lieber als in den verbauten Notwohnungen, engen Baracken und dunklen Bunkern.

Da ist nun gleich zu fragen: Ist so die Fragestellung? Geht es darum: „Keine Wohnungen oder Hannibal?“

Ist nicht allgemein bekannt, daß jeder Wohnungsbau, der über fünf Stockwerke hinausgeht, eine Verteuerung der Wohnungen bedeutet, daß nur ganz hohe Bodenpreise den Wohnhochbau rentabel machen, Bodenpreise, die durch solchen Hannibal in die Höhe getrieben werden, Preise, die niedrig zu halten zu den wichtigsten Aufgaben einer Stadt gehören. Auch der übergroße Block ändert an der Tatsache nichts, daß Flachbau mit mäßigen Höhen billiger ist. Die Fragestellung ist also nicht: „Keine Wohnungen oder Hannibal“, sondern einfach „lockerer oder massierter Wohnungsbau“.

Wenn die Rechnung solchen Hannibal fordern würde, warum kommen wir jetzt erst auf diese Bauweise? Warum steht kein Hannibal auf dem Frauenkopf oder dem Schönberg oder im Wolfbusch oder bei Heumaden? Diese Plätze wären sicher ebenso geeignet dazu wie der Asamwald. Waren wir nur zu dumm für solche Vorschläge oder zu rückständig?

Doch es geht ja nicht in erster Linie um die Fragen der Rechnung, wenn sie auch auf sehr anfechtbarer Grundlage in den Vordergrund geschoben werden. Die ersten Städtebauer Ernst May, Hillebrecht, Dr. Döcker, haben eindeutig gesagt „indiskutabel“ – nicht etwa nur aus Gründen der Ästhetik.

Sollte das nicht genügen?

Und wir, die wir uns im besonderen nicht nur um die Schönheit, sondern auch um die Menschlichkeit unserer Heimat bemühen, müssen wir nicht feststellen, daß ein solcher Bau – 50 m hoch, 650 m lang – im Bereich der lockeren Filderbebauung einfach unerträglich wäre, unerträglich und ohne zwingende Begründung.

Wie steht es nun im einzelnen mit dem Vorschlag? Sind Wohnungen mit Schlafzimmern nach Norden und Küchen ohne Tageslicht nicht weit unter dem, was wir sonst im Wohnungsbau verlangen? Ferner: Es sollen Eigentumswohnungen werden. Für Familien mit Kindern sind nur die unteren Stockwerke bestimmt. Wie reimt sich das zusammen? Werden also die 800 Familien der oberen Geschosse zur Kinderlosigkeit verdammt?

In einem Wohnhochhaus in Basel lasen wir: „Die Benützung des Aufzugs ist Kindern unter 15 Jahren nur in Begleitung Erwachsener gestattet“. Sollen die eingebauten Terrassenstraßen für die Buben Ersatz für die „Gasse“ sein? Man vergleiche die Lage doch nicht mit engen Altstadtverhältnissen. Wir bauen ja neu, niemand würde diese zum Vorbild nehmen.

Wohnhochhäuser haben für die Kinderlosen, die ganz jungen und alten Familien, ihre Berechtigung. Sie können, richtig verwandt, mit ihrer Eroberung der dritten Dimension eine wichtige formale Bereicherung im Stadtbild sein. Beraubt sich aber eine Stadt nicht ihres eigentlichen Gesundbrunnens, wenn sie sich im Großen auf die Kinderlosigkeit einstellt? Haben wir die Lehren eines Damaskhe ganz vergessen, die noch vor 30 Jahren selbstverständliches Ziel aller ernsthaften Städtebauer waren? Die Einfamilienhäuschen, die einst der schwäbische Siedlungsverein beim Gaswerk erstellt hat, die ersten Häuschen am unteren Rotweg haben kleine Gärten. Bis auf den letzten Fleck sind sie bestens gepflegt. Sie sind ein Teil der Wohnung und ersetzen viele Quadratmeter des Wohnraumbedarfs. Oft wurde festgestellt, daß sie in ihrer einfachen Bauweise, ohne die Kosten nicht ausnutzbarer Treppenhäuser und großer Balkone – von Balkonstraßen gar nicht zu reden – mit Stockwerkwohnungen im Preis sehr wohl wettbewerbsfähig sind.

Hohe Häuser brauchen große Hausabstände. Sie müssen in den Bauplatzbedarf eingerechnet werden. – Am Rotweg sind sie vom Gärtner gut gepflegt, aber mit Stacheldraht gegen die Benützung durch Kinder geschützt.

Im Schulhausbau hat sich der Gedanke, „im Maßstab der Kinder“ zu bauen – übersichtlich, locker, niedrig – im Gegensatz zu den alten Schulkasernen durchgesetzt, und wir sind mit Recht stolz auf das, was auf diesem Gebiet seit dem letzten Krieg in Stadt und Land erreicht worden ist. Müßte der „Maßstab des Kindes“ nicht im Wohnungsbau noch viel mehr maßgebend sein? Ist Hannibal „Maßstab des Kindes?“

Wenn nun nur *ein* Hannibal erstellt wird, ohne Nachbarschaft, wenn Schulen, Kindergärten, Läden, Kirchen, Verwaltung alle in ihm Platz finden, ist für die Bewohner freilich die erdrückende Wirkung auf die Umgebung nicht in erster Linie spürbar. Sie wird es nur, wenn teure Isolierungen fehlen, die wenigstens bei geschlossenen Fenstern für Lärmabtrennung sorgen. Aber ist auf solcher einseitiger Ausnutzung einer Baufläche nur zugunsten dieses einen Baus ein Baurecht durchführbar?

Man sage doch nicht, die Großstadt zwingt zu solchen Maßnahmen. Haben wir nicht erlebt, wie in der Gründer-

zeit in Berlin und München aus solchem Denken höchste Unkultur des Wohnungsbaus entstand, wie dagegen selbst eine Riesenstadt wie London im Flachbau in Garten- und Trabantenstädten eine bewundernswerte Wohnbaukultur erhalten hat. Soll Hannibal unsere Trabantenstadt werden? Nein, das kann nicht der Weg in die Zukunft sein. Freilich geht das nicht ohne Bodenpolitik auf weite Sicht, eine Politik, die über die Stadtgrenzen hinaus ihre Wege sucht

Nach dem ersten Weltkrieg hat nur die Stadt Wien versucht, unter ähnlichen Gesichtspunkten (wenn auch nur im Stadtinneren und in viel kleinerem Maßstab) die Wohnungsnot zu bewältigen. Die ersten Blocks hatten nur etwa 100 Wohnungen. Später wurden sie viel größer. Um den größten Block dieser Art wurde später mit Kanonen gekämpft. Videant consules!

R. L.

Finanzminister i. R. Prof. Dr. Alfred Dehlinger

20. 5. 1874 – 24. 7. 1959

Kann es auch nicht Sache des Schwäb. Heimatbundes sein, in der Würdigung hervorragender Männer unsres öffentlichen Lebens mit der berufenen Tagespresse Schritt zu halten, so gibt doch der Tod von Dr. Alfred Dehlinger Anlaß, mit einem bewährten Diener des Staates auch dem getreuen Freund aller Heimatbestrebungen und eifrigem Mitglied unseres Vereins ein Wort zu widmen.

Als Finanzminister Württembergs hat er von 1924 an achtzehn Jahre lang die Voraussetzungen geschaffen und erhalten, durch die unser Land in einer Serie von Krisen doch immer als Zelle eines soliden Wirtschaftens und, auf dieser Basis, auch gesunder Verhältnisse und Auffassungen bleiben konnte. Daß ihn sein Pflichtgefühl auch im Dritten Reich – ohne Zugehörigkeit zur NSDAP! – auf seinem Posten ausharren ließ (und daß dieser aufrechte Fachmann auch wirklich so lange geduldet wurde!) – hat man ihm hernach, als alle klüger gewesen sein wollten, lange angekreidet, und nur verschämt hat man sich nach und nach bereitgefunden, ihm und seinem Wirken wieder die Anerkennung zu zollen, die seiner starken Persönlichkeit und seinen Verdiensten um das Land zukommen.

Unbeirrt hat er, als ein unentwegter Arbeiter, mit seinen hohen Gaben dem Ganzen weitergedient und, seit ihm sein engeres Fachgebiet der Finanzen verschlossen war, mit seinem Werk „Das Württembergische Staatswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung bis heute“, sich selbst ein Denkmal gesetzt, an dem keiner, der auf diesen Wegen zu arbeiten unternimmt, vorbeigehen kann. Kultminister Dr. Storz hat an seinem Grabe gerühmt, wie Dr. Dehlinger vom Minister zum Historiker, vom Beamten zum Philosophen geworen sei. Zu dieser Philosophie gehörten sein eiserner Fleiß, das Bewußtsein christlichen Dienens und nicht zuletzt eine wohlmeinende Güte, die jedem, der sie von dem klugen Manne erfahren durfte, mit seinem Bilde unvergessen verbunden bleiben wird.

W. Kohlhaas

Adolf Schahl: Kunstbrevier für das Bodenseegebiet. Adolf Bonz & Co., Verlagsbuchhandlung Stuttgart. 223 Seiten Text. 14 Zeichnungen von Fred Dries, 7 Stadtpläne und Grundrisse von Katja Wiemer. Preis DM 12.50.

Der geschmackvoll ausgestattete Band schließt eine fühlbare Lücke im Schrifttum über den Bodenseeraum. Bisher war man, wenn man mehr wissen wollte, als in den gewöhnlichen Reisehandbüchern steht, auf die Kunstdenkmälerverzeichnisse aus der Schweiz, Österreich, Baden, Württemberg und Bayern, soweit solche vorhanden sind, angewiesen. Oder man mußte sich seine Kenntnisse aus Monographien über einzelne Kunstdenkmäler, Orte oder Landschaften zusammensuchen. Die beiden neuen Bände des Dehio-Gall „Östliches Schwaben“ und „Westliches Schwaben“ sind leider ebensowenig zuverlässig wie die Neuaufgabe von Gradmanns „Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern“ und deshalb nicht zu empfehlen. Adolf Schahl, durch seine langjährige Tätigkeit bei der Inventarisierung der Kunstdenkmäler Württembergs und durch zahlreiche Kunstführungen mit der Materie aufs innigste vertraut, war der richtige Mann für die Abfassung des Kunstbreviers.

In einem einleitenden Kapitel „1000 Jahre Bodenseekunst“ weist Schahl nach, daß es tatsächlich, dem Wesen und Gehalt nach, eine Seekunst gibt, die, vergleichbar mit den Rhythmen des Ein- und Ausatmens, sowohl eine Sog- wie eine Ausstrahlungswirkung gehabt hat. Die einzelnen Kunststätten sind in einer Anordnung beschrieben, die von Radolfzell als einer der Urzellen der Bodenseegeschichte ausgehend, zunächst über den südlichen Bodanrück und die Reichenau nach Konstanz führt, von Konstanz aus den Überlinger See umkreist und dann die deutschen Gebiete am Nordufer von Meersburg bis Lindau behandelt. Daran schließen sich die Schweizer und die Vorarlbergischen Gebiete.

Was den besonderen Wert des Buches – abgesehen von der absoluten auf den neuesten Stand der Forschung gebrachten Zuverlässigkeit – ausmacht, ist die überaus lebendige, liebevolle und in die Tiefe gehende Art, in der die einzelnen Kunstwerke nicht nur beschrieben und in ihrem künstlerischen Wert bestimmt, sondern auch nach ihrer historischen Entstehung, ihrem inneren oder ikonographisch-theologischen Gehalt und ihrer Einfügung in die umgebende Landschaft gedeutet werden. Hierbei gelangen dem Verfasser oft höchst einprägsame, manchmal geradezu dichterisch inspirierte Formulierungen. Wir möchten uns nicht versagen, wenigstens drei Beispiele davon anzuführen.

Zur Kirche in Oberzell: „Nirgends wird deutlicher als in Oberzell, daß der Kirchenbau der Reichenau der Spätantike verpflichtet ist. Das Vorbild, die altchristliche Basilika Italiens, könnte man als einen „nach innen gestülpten Tempel“ bezeichnen. Die Säule, als tragendes Einzelglied, mit leiser leiblicher Schwellung des Schaftes, der sog. Entasis, und geschweiftem Trichterkapitell, gibt dem Raum von Oberzell heute noch seine eigentümliche Schönheit, die in dem vollendeten Gleichgewicht zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen beruht und darin gleich weit entfernt ist von Zwang und Willkür. Die frei entwickelte Persönlichkeit ist zugleich dienendes Glied am Leibe des gemeinsamen Ganzen, das sich in den verbindenden Oberwänden verkörpert. Diese Oberwände aber dienen wiederum dem einen überpersönlichen Raum, in dem Gott gegenwärtig erfahren wird. So wird die Folge: Säule, zusammenschließende Fläche der Oberwand und Raum zum Ausdruck der Lebensinhalte der mönchischen Gemeinschaft, die der hl. Benedikt mit den Worten „conversio morum“ (Abwendung des Einzelnen

von aller irdischen Sonderung), „familia“ (zusammengehörige Familie der Heiligen) und „opus dei“ (Vollendung der Schöpfung im immerwährenden und allumfassenden Gotteslob) bezeichnet.“

Von der Kirche Neubirnaun heißt es: „Eine Königin des Bodensees! Vom Schiff nimmt sie sich – über dem einst rebenbewachsenen Hang des Mauracher Schloßbergs – aus wie ein dem Land aufgesetztes Krönlein. Dies verdankt sie zunächst ihrer engen Verbindung mit der Seelandschaft, der zuliebe die Achse der Kirche in nord-südlicher Richtung, senkrecht zum See, geführt wurde, wobei die nicht zur Ausführung gekommene Treppenanlage hinab nach Maurach diese Richtung noch mehr betont hätte. Dadurch wurde es möglich, die Fassade parallel zum Gestade zu führen. Es verrät ein geradezu unglaubliches Zartgefühl, wie ihre Flachheit die große Fläche des Sees aufnimmt. Nur wenig treten die dreiaxigen Seitenpavillons hervor, und selbst der Turm in der Mitte hat kaum einen merklichen Vorsprung. Glatt, ausgespannt wie ein Segel im Wind, bietet das Ganze sich dar. Der senkrechten Gliederung – in den Kolossal-Pilastern der Flügel und im Turme selbst – ist nur so viel erlaubt, wie nötig ist, um die Fassade der Landschaft wie einen Spiegel entgegenzuhalten und deren Bild, verklärt in der künstlerischen Anschauung, aufzurichten. Mit den Seitenpavillons und dem durch schmale Gelenke verbundenen Turm nimmt sich der Bau wie ein Schwan aus, der, im Wasser aufgerichtet, die Fittiche spreizt. Treten wir durch die weiche Öffnung der Pforte hinein in das Innere der Kirche, so stehen wir vor den festlich erhöhten, ins Übernatürliche gesteigerten Ufern des Sees draußen. So stark ist die Wirkung, daß die Herrlichkeit dessen, was draußen ist, nur als ein schwacher Abglanz dessen empfunden wird, was hier in volle Erscheinung tritt. Hier ist das göttliche Urbild, vor der Türe das schwache Abbild.“

Über die drei Madonnen von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis über die Mitte des 15. Jahrhunderts in der Pfarrkirche in Eriskirch sagt der Verfasser: „Die früheste ist noch die hoheitsvolle Königin; ihre schlanke Gestalt hat eine S-förmige Schwingung ergriffen, welche der tiefen inneren Bewegung oder besser Bewegtheit Ausdruck verleiht. Wir sehen ihr an, daß sie als die gekennzeichnet ist, die sprach: ‚Mir geschehe, wie Du gesagt hast!‘ und nun die Frucht ihres Leibes auf der Hand hält. Die zweite Madonna, aus der Zeit um 1440, ist jener – dem Gnadenbild, zu dem Wallfahrten stattfanden –, nachgebildet, und doch zeigt sich der Unterschied der Zeiten. Bei gleicher Haltung ist Maria sowohl ihrer schlanken Hoheit als auch ihrer Schwingung beraubt. Sie gleicht einer Bürgerfrau, welche ihr Kind auf dem Arm hält. In der dritten Madonna, der Zeit um 1460, die den Einfluß von Hans Multscher verrät, wird das Neue zur Reife gebracht. Maria steht nun mit vorgewölbtem, vom bauschigen Mantel bedeckten Unterkörper, schweren Leibes, da. Und doch schließen Haupt, Kind und die herübergreifende Rechte einen stillen Raum ein, so daß wir sehen und zugleich erleben, daß sie die mütterlich Tragende ist und sich in solch mütterlicher Tragsamkeit der Inhalt ihres Lebens, in den höchsten Freuden und den tiefsten Leiden, erfüllt. Auch dies ist Mystik, Mystik indessen, die durch das Leben hindurchgegangen ist und an seinem Kerngehalt trägt wie an einer schweren reifen Frucht.“

Die Brauchbarkeit des Buches wird noch erhöht durch ein Verzeichnis der am Bodensee besonders verehrten Heiligen, eine Übersicht der Meisterwerke, Verzeichnisse der Fachausdrücke und der Abkürzungen, ein Künstlerverzeichnis, ein Ortsverzeichnis und eine Zusammenstellung der wichtigsten Literatur. Man darf ohne Übertreibung sagen, daß selten ein so schöner Kunstführer geschrieben worden ist wie dieser. *Walther Genzmer*

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Geschäftszeit 8–16.30 Uhr (samstags geschlossen)

Fernruf 24 13 98 · Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

50 Jahrfeier des Schwäbischen Heimatbundes vom 30.-31. Mai 1959 in Ludwigsburg

Rund 500 Mitglieder und Freunde des Schwäbischen Heimatbundes hatten sich am 30. und 31. Mai in Ludwigsburg versammelt, um sein fünfzigjähriges Bestehen zu feiern.

Die Mitgliederversammlung des Deutschen Heimatbundes, die am 29. und 30. Mai vorausgegangen war, hatte es zudem ermöglicht, daß – zum besonderen Zeichen der Kameradschaft und Solidarität – die Vertreter fast aller westdeutscher Heimatbünde sowie der Vorsitzende und der Geschäftsführer des Deutschen Heimatbundes, Staatsminister a. D. Dr. Flecken und Landesoberverwaltungsrat Dr. Kornfeld, an der Veranstaltung teilnehmen konnten, in deren Mittelpunkt der Festakt im Ordenssaal des Schlosses mit der Jubiläumsansprache des Vorsitzenden stand.

Dr. Kohlhaas dankte einleitend allen Erschienenen für ihre Anteilnahme an der Arbeit und den Zielen des Bundes. Er hieß insbesondere Abgeordnete des Landtags und Vertreter der Regierung, sowie Oberbürgermeister Dr. Frank als tatkräftigen Förderer der Feier willkommen, ferner den Deutschen Heimatbund und die Vertreter der verwandten Landesvereine. Ebenso sprach er den Mitarbeitern aus den eigenen Reihen und ihren Angehörigen, darunter vielen aus dem Kreise der verdienten ältesten Mitglieder, besonders herzlichen Dank aus. Er begrüßte namentlich die Angehörigen der Gründerfamilien, an erster Stelle Frau Meyer-Ilschen und Frau Schmohl, dazu die Ehrenmitglieder des Vereins und sprach seinem Vorgänger, Präsident i. R. Dr. Neuschler, den Dank für seine Hingabe an die Sache und den unbestechlich überzeugungstreuen Mut aus. „Wir ehren“, so sagte der Redner mit großem Ernst, „in ihnen allen eine Generation, die in dieser Bedeutung noch ohne Nachwuchs ist“. Mit warmen Worten rief er die heute meist ins Weite strebende Jugend zur Mitarbeit am Nahen und Nächsten auf. „Möge diese Jugend früher oder später auch zu den näheren Pfaden der engeren Heimat und zu ihrer Schönheit finden. Diese Wege ihr offen zu halten, ist nicht der geringste Teil unserer Aufgabe.“

Richtungweisend stellte der Vorsitzende sodann über seine Darlegungen die Worte von Galsworthy: „Der Ausspruch: ‚laßt die Vergangenheit ihre Toten begraben‘,

wäre besser begründet, wenn die Vergangenheit niemals stürbe. Ihr Fortbestehen ist eine jener tragikomischen Segnungen, die zwar jedes Zeitalter leugnet, während sie doch ganz sicher wieder auf dem Schauplatz erscheint, um ihren Anspruch als Vergangenheit gegen das vollkommen Neue geltend zu machen. Denn kein Zeitalter ist vollkommen neu.“ In dieser Spannung liegen Umfang und Grenzen unserer Aufgabe umrissen; wenn man dabei im Sinne des Ausspruches von Galsworthy etwas komisch finden könnte, so dies, daß das Neue des Tages auch das übermorgen und ewig Gültige sein will. Das Tragische liegt weit eher darin, wie sehr das Bestreben, alles Brauchbare im Dienste der Heimat zu sichten, verkannt werde. Nie sei der Bund beispielsweise ein Vertreter der Parole „Heimatschutz gegen Technik“ gewesen. Lediglich das rücksichtslose einseitige Ausgreifen der technischen Interessen auf andere schutzwürdige Lebensbereiche habe er bekämpft und darüber hinaus das billige Abwägen aller lebenswichtigen Interessen gefordert.

Mit besonderem Dank für das Verständnis vieler staatlichen Stellen ging der Vorsitzende vor allem auf das Verhältnis der Vereinsarbeit zu den staatlichen Aufgaben ein, das sich seit der Gründungszeit so stark gewandelt habe: einst rief das Fehlen staatlicher Heimatschutz-Bestimmungen die Vereine und die persönliche Initiative auf den Plan. Doch ist nicht zu vergessen, wie vor 50 Jahren auf den Tag der Gründung des Bundes, am 12. 3. 1909, ein Landesausschuß ins Leben gerufen wurde, der alle im heimatlichen Aufgabenkreis tätig gewesenen Verbände und Vereine zum Zweck der Zusammenarbeit mit den staatlichen Stellen umfaßte. Die Einwirkungen beider Kriege, die Verstaatlichung der Altertums- und Denkmalspflege und des Naturschutzes, sowie die Verfassungsentwicklung haben den ‚staatlichen Sog‘ verstärkt, und nur von der Gemeinschaft, d. i. vom Staate, kann die Heimatpflege heute die erforderlichen Mittel erhalten. Hier ist das Land zu nachhaltiger Hilfe und Mitwirkung berufen.

Trotz dieser verstärkten Staatsbetätigung wäre es indessen ein Widersinn, wenn nun gerade das demokratische Staatswesen die Mitarbeit seiner Bürger als überflüssig

ansehen und das Monopol der allein gültigen öffentlichen Meinung nur für seine gewählten Instanzen beanspruchen wollte . . . „So wollen wir uns hier frei zu der Ansicht bekennen, daß niemand, auch keine Behörde oder gewählte Instanz, kraft Amtes oder Wahl unfehlbar ist, und daß es Recht und Gewissenspflicht eines jeden auf dem Gebiet des Heimatschutzes ist, nach gewissenhafter Prüfung notfalls auch abmahnend die Stimme zu erheben. Wir halten es für ein nobile officium, eine im eigentlichen Sinne vornehme Pflicht der Autoritäten, über solche Vorbehalte nicht mit der Fertigkeit vorweg gefaßter Entscheidungen oder mit stolzem Pochen auf behördliche Macht allein hinwegzugehen. Sicherlich wäre es für uns oftmals leichter, zwischen widerstreitenden Interessen die Vorsicht als besseren Teil der Klugheit zu wählen, uns auf die Annehmlichkeiten der Heimatbetrachtung zu beschränken und alles den zuständigen Instanzen zu überlassen.“ Aber man darf sich der persönlichen Verpflichtung zur Heimararbeit nicht durch die Flucht ins Bequemere entziehen. So gilt auch die besondere Anerkennung den Mitgliedern, für die der Beitrag wirklich ein Opfer für die gemeinsame gute Sache bedeutet, – ebenso wie Kreisen der Wirtschaft, die in einer so sehr dem Materiellen ergebenden Zeit die Verpflichtung nicht ganz vergessen haben, für die Pflege der Heimat mitzuhelfen.

Unzweideutig bekannte sich der Vortragende zu dem Leitsatz, beim Eintreten für Gewesenes nicht in rückwärtsgewandter Betrachtung stehenzubleiben. So sei aus der Bildung des neuen Staates ‚Baden-Württemberg‘ auch die Konsequenz für die Heimatpflege zu ziehen, die, wie auch den Heimatvertriebenen gegenüber, nicht nur die Bedeutung der eigenen Kirchturmspitze kennen dürfe. Man müsse sich darüber klar sein, daß es ‚hinterm Berg auch Leute gebe‘ und so, entsprechend dem Beispiel des beiderseits der alten Ländergrenzen arbeitenden Schwarzwaldvereins, zu einer noch weit engeren Zusammenarbeit der bisherigen Landesvereine gelangen. Dabei solle allerdings das Individuelle und Regionale bei den Einzelaufgaben keinesfalls in Gleichschaltung erstickt werden: „Wie wir einen staatlichen Dirigismus in Heimatfragen für bedrohlich ansehen, so müssen wir uns auch vor der Versuchung hüten, aus der eigenen Zusammenarbeit eine Normung zu machen, die auf die verschiedenen Maßstäbe der einzelnen Landesgebiete nicht passen würde.“ Als Beispiel wurde die Naturparkbewegung genannt, die auf unsere Heimat deshalb keine Anwendung finden könne, weil unser Land schon ein Naturpark sei, den es zu verteidigen gelte. Immer komme es darauf an, sich der Eigenart eines jeden Landes bewußt zu bleiben, auch wenn man dem großen Ganzen im Kampf gegen den Moloch der Seelenlosigkeit und Naturfeindschaft verbunden bleibe.

Als Beispiel für solche Aufgaben wurden die Bedenken gegen die Folgen einer zu weitgehenden Industrialisierung des Bodensees im Zug der Hochrheinakanalisierung, die gemeinsame Sorge um den Oberrhein in seinem badisch-

elsässischen Grenzabschnitt und der Kampf um die Bewahrung der Wutachschlucht genannt. In der engen Zusammenarbeit mit allen deutschen Heimatverbänden solle der Verein im Geiste der Überlieferung der vergangenen Jahrzehnte seine Arbeit weiterführen.

Für den Kultminister, der ebenso wie andere durch dienstliche Inanspruchnahme verhinderte Mitglieder der Landesregierung herzliche Wünsche übermittelt hatte, würdigte Regierungsdirektor Dr. Bopp die Verdienste des Schwäbischen Heimatbundes und stellte auch die künftige Förderung seiner Arbeit in Aussicht. Zu dem besonderen Vorwurf der Rückschrittlichkeit, die zugunsten des Gewordenen und Gewesenen nichts Neues aufkommen lassen wolle, stellte er mit Entschiedenheit fest: „Niemand wird behaupten können, daß unser Geschlecht an Angst vor dem Neuen leide, wohl aber wird man sagen müssen, daß unsere Zeit an einer bedenklichen Leichtfertigkeit gegenüber dem Bestehenden und dem, was frühere Geschlechter bekannt und erhofft haben, krankt.“ Im Anschluß an das Goethewort „Nichts ist gefährlicher als die Betriebsamkeit des Unwissenden“ bekannte der Vertreter des Kultusministeriums: „Wer die Arbeit des Schwäbischen Heimatbundes aufmerksam verfolgt hat, kann ihm nicht vorwerfen, daß er sich jemals für Unwertes eingesetzt habe. Indem er getreu seiner Satzung für die Erhaltung und organische Weiterentwicklung des wertvollen Bestehenden kämpfte, hat er nicht dem Absterbenden, sondern dem Lebenden gedient.“ Und weiter: „Die Güter, für deren Erhaltung er gekämpft hat, sind für das große Ganze unentbehrlich. Möge er an der bewährten Aufgabe, die Heimat zu schützen, festhalten und nicht auf den bequemen Weg der bloßen Betrachtung der Heimat ausweichen.“ Mit dem Hinweis auf das Hölderlinwort „Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste!“ schloß der Gratulant seine Ausführungen.

In herzlichen Worten übermittelte Oberbürgermeister Dr. Frank den Willkommengruß der Stadt und ihrer Bürgerschaft und versicherte, daß diese bei allem Verständnis für die wirtschaftliche Entwicklung des Gemeinwesens sich immer der Verpflichtung bewußt seien, die aus der Geschichte der Stadt und des Landes spreche. Aus der Vergangenheit kämen Kraft und Richtung zur Bewältigung der Zukunft, denn immer wieder gehe es am Ende darum, den Menschen Heimat zu schaffen. Auch er gab schließlich dem Wunsche Ausdruck, daß die Jugend von den Gedanken der Heimatbewegung erfaßt werde und rief dazu vor allem Lehrer und Schulen auf. Finanzminister a. D. Dr. Flecken vom Deutschen Heimatbund erinnerte daran, daß, wenn ein Verein 50 Jahre durchgestanden habe, er seine Daseinsberechtigung über eine gute Spanne Zeit nachgewiesen hat, ja mehr, dann stehe er vor Aufgaben, deren Erfüllung ihm Gesetz geworden sei. Ernste Besorgnis sprach aus seinen Worten, als er vom Gegensatz von Jung und Alt, einem kaum noch einheitlichen Lebensgefühl, dem Drängen zu neuen Ufern sprach, von denen wir nicht wissen, ob sie einmal

Teile unserer Welt sein können. „Wir leben heute in Gefahren für die menschliche Existenz.“ In diesem Sinne nannte er den Schwäbischen Heimatbund „das gute Gewissen“ des Landes. Nach einem Überblick über die Geschichte des 1904 gegründeten Deutschen Bundes Heimatschutz, jetzt Deutschen Heimatbundes, gab er dem Wunsche Ausdruck, daß sich bald die ganze deutsche Heimat wieder zusammenfinden möchte; auch erinnerte er an die vornehmste Pflicht der Heimatbünde, dem heimatlos gewordenen Menschen Heimat zu schaffen. Er schloß mit den Worten: „Dem Schwäbischen Heimatbund gilt mein Ruf: bleibe, was Du bist, ein treuer Diener Deiner Heimat, und Du wirst bleiben ein treuer Diener Deines und unseres Vaterlandes.“

Namens der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Heimat-, Wander- und Naturschutzbünde gratulierte Ministerialrat a. D. Prof. Dr. Asal aus Freiburg. Er gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß sich das erfreuliche Wachstum des Schwäbischen Heimatbundes insbesondere auch auf den Umfang der Aufgaben und die Intensität und die Methoden der Aufgabenerfüllung erstreckte. In hohem Maße eindrucksvoll sei, was auf diese Weise heute in die Arbeit des Bundes einbezogen worden sei: Geschichte, Kunst- und Kulturgeschichte, Volkskunde, Schutz der Natur und Pflege der Landschaft. Gegenüber der Tatsache indessen, daß die Heimatfreunde eine kleine Minderheit seien, sei es dringend geboten, zum weiteren Zusammenschluß Gleichstrebender zu rufen. Der „Heimatschutz Südbaden“ umfasse heute 34 Vereinigungen und 80 000 Mitglieder. Vielleicht gelänge es, eine ähnliche Verbindung zwischen den geeinten badischen und den württembergischen Heimatvereinen herzustellen. Mit dem Wunsche, daß die Heimatliebe und der Geist der Gemeinschaft und des Opfersinns immer erhalten bleiben möge, beschloß er seine Ausführungen.

Im Namen des Landesvereins „Badische Heimat“ sprach Studienrat Elsässer, der als Geburtstagsgeschenk zwei Mappen seiner Zeichnungen von Motiven aus Pforzheim vor und nach der Zerstörung überreichte.

Gewerbeschuldirektor Mayer vertrat den durch eine auswärtige Tagung verhinderten Vorsitzenden des Schwäbischen Albvereins, Direktor G. Fahrbach, dessen Glückwünsche er übermittelte. Er wies unter freundschaftlicher Betonung der guten Zusammenarbeit darauf hin, daß der Schwäbische Albverein sich aus einem Wanderverein zum großen umfassenden Heimat- und Kulturverein entwickelt habe.

Als letzter grüßte Professor Dr. Dölker namens des Verbands der württ. Geschichts- und Altertumsvereine sowie für die Universität Tübingen. Der stets herzliche Zusammenhang zwischen der heimatlichen Geschichtspflege und dem Heimatbund komme schon dadurch zum Ausdruck, daß beide Vereinigungen seit sieben Jahren ihre Hauptversammlungen gemeinschaftlich durchführten.

Der Redner stellte die Frage, wo sich bei der Vielfältigkeit und Unsicherheit der heutigen Gesichtspunkte ein

tragfähiger Standpunkt biete, da doch der Betrachtende selbst als ein Gegenwärtiger dem Ablauf der Dinge seiner Zeit verhaftet sei. Er fand die Antwort darin, daß der ernste Heimatforscher unweigerlich auf den Weg der Geschichte hingewiesen werde, wenn er die Gegenwart als den Übergang vom Vergangenen zum Künftigen verstehen wolle. Von selbst ergebe sich damit die Verbindung mit Menschen, die der Geschichte in ihrer Ausprägung als Heimatgeschichte dienen. Mit besonderem Nachdruck würdigte Professor Dr. Dölker die gemeinsame Tagung in Tübingen im Jahre 1957, die das nicht Alltägliche zuwege gebracht habe, Heimatbund und Geschichtsvereine in enge Beziehung zu der Universität zu bringen. In diesem Sinne überbrachte er die Grüße Seiner Magnifizenz, des Rektors Professor Dr. Bachof und schloß mit dem Wunsch, daß die gemeinsame Arbeit der Heimat weiterhin zum Nutzen dienen möge.

Mit diesen Wünschen unserer Freunde konnte der Vorsitzende den Festakt als eindrucksvolle Bestätigung einer fünfzigjährigen Leistung schließen.

Die Vertagung der Mitgliederversammlung, – die sich bereits aus dem zuvor gefaßten Beschluß des Vorstands ergab, die Neuwahl des Vorsitzenden und die Abnahme der Jahresrechnung nicht mit dem Jubiläum zu verbinden, – erwies sich auch aus dem Grunde als vorteilhaft, weil sich das gemeinschaftliche Essen im Ratskeller durch bedauerliche Nachschubmängel unerwartet in die Länge zog. Doch konnten die Teilnehmer programmgemäß die Führungen durch das Schloßmuseum und vor allem durch die Ausstellung „Alt-Ludwigsburger Porzellan“ unter der kundigen Führung von Direktor Dr. Fleischhauer, ferner die von Dr. Pfützenreuter durch die Naturschutzausstellung im Schloß Favorite wahrnehmen. Was am Morgen im Bericht über die Arbeit des Vereins gesagt worden war, wurde hier gewissermaßen repräsentativ in praktischer Unterrichtung gezeigt.

Einen neuen Höhepunkt bildete im überfüllten Musiksaal des Goethegymnasiums der mit Spannung erwartete ausgezeichnete Vortrag von Vorstandsmitglied Dr. Ernst Müller über „Pietismus in der Dichtung des jungen Schiller“, in dem der religiöse Horizont von Schillers Jugenddramen und Jugendliryk untersucht und in ebenso überzeugender wie fesselnder Weise mit den verschiedensten pietistischen Einflüssen in Verbindung gebracht wurde. Wir verweisen auf das in Vorbereitung befindliche Schillerbuch von Dr. Müller.

Dr. Kohlhaas dankte dem Vortragenden unter besonderer Betonung, wie sehr Methode und Ergebnis seiner Forschung überzeugt hätten und wie sich der Heimatbund zu Dank verpflichtet fühle, daß Dr. Ernst Müller unser Fest als Anlaß gewählt hatte, mit diesen eindrucksvollen Resultaten an die Öffentlichkeit zu treten.

„Anläßlich des fünfzigjährigen Bestehens des Schwäbischen Heimatbundes“, so stand auf dem Programm, in dem die Musik aus der Zeit Carl Eugens, welche im Rahmen der Ludwigsburger Schloßkonzerte stattfand,

angekündigt war. Es war eine selbstlose, aber keineswegs undankbare Aufgabe, die sich der künstlerische Leiter jener Konzerte, Musikhistoriker Professor Wilhelm Krämer, damit gestellt hatte. Eine selbstlose Aufgabe, weil es dabei um die Erweckung eines Stückes historischer Musik ging, um einen Fall von „musikalischer Denkmalpflege“, wobei der Gesichtspunkt der Qualität nicht der ausschlaggebende sein durfte, sondern eher der einer möglichst einführenden Nachgestaltung in Stil und Wesen charakteristischer Tonstücke. Und doch lag gerade hier das Dankbare: einen nicht unwichtigen Abschnitt württembergischer Musikgeschichte lebendig werden zu lassen. In einführenden und verbindenden Worten wurde exakt und prägnant das Verständnis erschlossen.

Wenn Professor Kraemer der übernommenen Aufgabe völlig gerecht wurde – der stürmische Beifall mag ihm gezeigt haben, wie sehr dies der Fall war –, so verdankt er dies auch den von ihm sorgsam ausgewählten Mitwirkenden, Mitgliedern des Symphonieorchesters des Süddeutschen Rundfunks und fähigen Solisten.

Als ersten der Meister aus der Zeit des „Karlherzogs“ stellte er Florian Deller vor, einen Niederösterreicher, der 1751–1771 der Hofkapelle Carl Eugens als Geiger und Ballettkomponist angehörte und von dem der Ballettmeister J. G. Noverre immerhin schreibt, er habe niemals einen besseren Dolmetscher für seine choreographischen Erfindungen angetroffen. Ein unbekanntes Gedicht seines Freundes Schubart, zu Dellers Namenstag verfaßt, soll hier auszugsweise wiedergegeben werden. Hier wird die Göttin Harmonie angerufen:

„Wenn Jomelli wie ein Göttersohn
Dem Gefühl gebietet,
Wenn Galuppi so wie Arion
Melodien wütet,
Und wenn Orpheus, jener Thracier,
In die Harfe rauschet,
Daß dem großen Zauberer
Mensch und Hölle lauschet –
Singe dann den hohen Sphärenton,
Feuriger und schneller,
Nenne deinen vierten Sohn
Deinen Liebbling Deller . . .“

Aus dem Ballett „Orpheus und Eurydice“ wurden fünf Sätze für Streichorchester und 2 Oboen zu Gehör gebracht, die, angesichts der Architektur des Ordenssaales, mit einem Mal die einleitenden Worte verständlich machten, daß in ihr alle Schönheit des Rokoko erstarrt sei, bei den Klängen aber jener Zeit sich wie durch Zauberschlag zum Leben löse. Zwei Nummern des Programms galten Chr. F. D. Schubart und seinen Liedern. Dabei bestätigte sich das Wort von Professor Kraemer vollauf, daß der Musiker mindestens so bedeutend sei wie der Dichter. Die zu Gehör gebrachten Lieder ent-

stammten der von ihm entdeckten „Ludwigsburger Handschrift“, einem 1783 von Schubart auf dem Hohenasperg für seine Klavierschülerin Philippine Frey angelegten Liederbuch. Da Schubarts Notation nur die Singstimme und die Baßstimme des Klaviers gibt, arbeitete Professor Kraemer eine Klavierbegleitung aus, die besonders im Kaplied überzeugte. Zudem war es ihm gelungen, zwei junge Künstler zu gewinnen, von denen in Zukunft noch viel die Rede sein wird: Margot Mangold, deren reine, leichte Sopranstimme besonders in dem „Lied eines Schwabenmädchens“ zur Geltung kam, und Clytus Gottwald, dessen edler Bariton die Lieder „An die Geliebte“ und „Der Gefangene“ besonders stark im schubartischen Sinne nacherleben ließ.

1762–65 wirkte der Italiener Pietro Nardini, der bedeutendste Schüler Tartinis, als erster Geiger und Konzertmeister in der Hofkapelle Carl Eugens mit. Das zweite der etwas um 1780 in Florenz im Druck erschienenen Streichquartette in C-Dur für 2 Violinen, Viola und Violoncello wurde formgerecht in seinem rhythmisch einfachen und melodisch klaren, vornehmen Stil aufgeführt. Für viele Besucher bedeutete das Rezitativ und die Arie „Er kommt, des Himmels Liebbling“ für Koloratur-Sopran, Oboe concertante und Orchester aus der seinerzeit viel aufgeführten Oper „Günther von Schwarzburg“ den Höhepunkt des Abends. Dem großen Können des jungen Koloratur-Soprans Christa Lippmann gelang die spielende Bewältigung der bravourösen Tonskalen und nicht zuletzt darauf beruht eben die spielerrische Formeneleganz dieser echten Rokoko-Musik, die darin so ganz wie ein Ornament dieser Zeit anmutet. Ignaz Holzbauer, der Komponist, war 1751–53 im Dienste Carl Eugens, dessen Frau Sängerin war und den Nachstellungen der mit der Herzogin befreundeten Sängerin Marianne Pyrker ausgesetzt. Die Oper „Günther von Schwarzburg“ wurde bereits in Mannheim geschrieben und von Mozart hochgeschätzt.

Und schließlich folgte als Abschluß eine Chaconne Es-Dur für Streichorchester, 2 Oboen, 2 Hörner und Pauken von dem Manne, der Carl Eugens Opernbühne zu europäischem Ruhm verholfen hat: Niccolò Jomelli, der von 1753–1769 Oberkapellmeister war und 16 seiner Opernpartituren dem Hoftheaterarchiv hinterließ oder vielmehr hinterlassen mußte (zwei wurden beim Hoftheaterbrand 1902 vernichtet). Die Noten der aufgeführten Chaconne haben sich handschriftlich in der Württ. Landesbibliothek erhalten. Wer geglaubt hatte, den Prasser und Schlemmer Jomelli mit einer Handbewegung abtun zu können, wurde nach den ersten Takten eines besseren belehrt, und war durch die Noblesse des Themas und die Konsequenz der Durchführung der Variationen überrascht. So wurde die hervorragende Interpretation dem Musiker Jomelli voll und ganz gerecht. Zwei knappe Stunden nur dauerte die Verzauberung, aber noch lange standen die Heimat- und Musikfreunde unter dem Eindruck eines Anhauchs aus dem Geiste der Zeit des Herzogs Karl Eugen.

Der folgende Montag brachte als heimatkundlichen Anschauungsunterricht zwei Studienfahrten, in denen Ehrenmitglied Oberforstmeister Dr. h. c. O. Linck, in Brackenheim und Kleingartach ergänzt von Dr. A. Schahl, durch das Zabergäu, der stellvertretende Vorsitzende Dr. Graf Adelmann von Adelmansfelden durch das Bottwartal führte, wobei außer Natur und Landschaft Baudenkmale und Kunstwerke gewürdigt wurden.

Der Saal des Hauses des Handwerks in Heilbronn vereinte noch einmal beide Gruppen, zusammen 200 Personen, wobei Ansprachen des Vorsitzenden und des Bürgermeisters Nägele die alte Freundschaft zwischen dem Heimatbund und Heilbronn bestätigten und, nachdem an Dr. Schahl und Frau Wittek der Dank für die Organisationsarbeiten ausgedrückt worden war, die für alle Beteiligten so eindrucksvolle Jubiläumsfeier ihren Abschluß fand.

Schwarzwald-Tage

Wenn wir hiermit die Reihe der den Ferienwochen des Schwäbischen Heimatbundes gewidmeten Besprechungen fortsetzen, so möge dies geschehen, indem wir an den Eingang die bei der Eröffnung der „Schwarzwald-Tage“ in Nagold am 26. Juli vom stellvertretenden Vorsitzenden des Bundes Dr. Graf Adelmann von Adelmansfelden gesprochenen Worte des Rückblicks stellen: „Die Schwarzwald-Tage in Nagold sind die zehnte landschaftskundliche Ferienwoche, die der Schwäbische Heimatbund veranstaltet. Diejenigen, die bereits mehrfach an einer solchen teilgenommen haben, wissen, welche Aufgabe dadurch erfüllt werden soll: die Teilnehmer in umfassender Weise mit der umgebenden Natur, mit den Menschen, dem Volkstum, der bildenden Kunst, mit Dichtung und Musik der jeweils besuchten Landschaft vertraut zu machen, nicht also mit einem Spezialthema etwa auf dem Gebiet der Kunstgeschichte oder Volkskunde, sondern mit der Kultur der Landschaft in ihrer vollen Breite. So werden diese Tage auch ein Beitrag zu einer universalen Bildung. Die Heimat als Grundlage der Kultur, das zu zeigen, ist, glaube ich, nicht unwichtig.“

In keiner der bisherigen Ferienwochen wurde die in diesen Worten umrissene Absicht des Veranstalters, das natürliche und geistige Gepräge der besuchten Landschaft darzustellen, in so hohem Maße erfüllt, wie in den „Schwarzwald-Tagen“. Gewiß: Musik des 16. bis 18. Jahrhunderts, wie sie etwa 1958 in Ellwangen als ein Beitrag zu einer Art „musikalischer Denkmalpflege“ geboten werden konnte, war in Nagold nicht zu hören. Aber es gab sie nie; sie *mußte* deshalb fehlen, und schon darin zeichnete sich ein charakteristischer Zug im Gesicht des altwürttembergischen Landes ab. Dafür wirkte etwa in Calw der Verfasser des ersten christlichen Staatsromanes in protestantischer Sicht Joh. Val. Andreä. Vor allem aber sind hier alle die Erscheinungen, wenn auch nicht mehr in ursprünglicher Kraft, vorhanden, die mit den Begriffen Natur, Landschaft und Volkstum angedeutet werden können: angefangen bei der erdgeschichtlichen Grundlegung über Bewachsung, Siedlungsformen bis hin zu den Äußerungen des Volkslebens in Sitte und Brauch. Erst im 19. Jahrhundert kommt es zu einer Dichtung, in

der sich aber wiederum Natur, Landschaft und Volkstum, dazu Geschichte widerspiegeln. Daß dieser mittelalterliche Kolonisationsraum reich an solcher „Geschichte“ und ihren Denkmälern sein muß, liegt ebenfalls an seiner besonderen Naturbeschaffenheit. So erwuchs aus allen Darbietungen ein zusammenhängendes Bild des nordöstlichen Schwarzwaldes als menschlicher Lebensraum. Es versteht sich, daß unter diesen Voraussetzungen nicht einmal in erster Linie die einzelnen Darbietungen, die gleichwertig und von hohem Rang waren, hervorzuheben sind, sondern die Tatsache, daß es sich dabei um Beiträge der verschiedensten Fachwissenschaften in Anwendung auf einen bestimmten Raum handelte. Zugleich wurde durch den so an der Landschaft des nordöstlichen Schwarzwaldes entwickelten vielseitig und ganzheitlich aufgefaßten Heimatgedanken, wie vom stellvertretenden Vorsitzenden betont, ein Beitrag zu einer entsprechenden Bildung des Menschen unserer Zeit gegeben, der in der Gefahr einer zunehmenden entpersönlichenden Spezialisierung als „Zahnradexistenz“ innerhalb des hochgradig arbeitsteiligen Mechanismus unserer technisierten Wirtschaft steht. Wenn der „Schwarzwälder Bote“ am 13. 8. den Sinn der Ferienwoche in den oben angeführten Worten von der „Heimat als Grundlage der Kultur“ zusammenfaßte, so darf darin nicht nur ein Zeichen der Verbundenheit mit der Landespresse, sondern im besonderen des Verständnisses für das Bedürfnis erkannt werden, welches unsere Ferienwochen voraussetzen und dem sie entsprechen.

„Heimatpflege auf allen Gebieten“: Mit diesen Worten charakterisierte Landrat Dr. Wanner in seiner Eröffnungsansprache das Programm. Im einzelnen deutete er die Schwierigkeiten an, denen sich das Landratsamt als untere Naturschutzbehörde gegenüber sieht; hingewiesen wurde vor allem auf geplante Wasserkraftwerke mit Staubecken und die Entstellung der Landschaft durch planloses Bauen und die Errichtung von Wochenendhäusern. Mit Befriedigung vernahmen die Teilnehmer, daß das Landratsamt Calw in der letzten Zeit eine Reihe von Tälern unter Landschafts- und Naturschutz stellen ließ. Bürgermeister Breitling, dem Dr. Graf Adelmann

von Adelmansfelden für gastfreundliche Aufnahme in der Stadt Nagold dankte, gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß diese für eine Woche als Sitz einer auf den angrenzenden Schwarzwald bezogenen „universitas litterarum“ ausersehen worden sei.

Ausdrücklich wurde vom stellvertretenden Vorsitzenden und dem Bürgermeister der Stadt der persönlichen Beziehungen gedacht, die den früheren Bund für Heimatschutz mit Nagold verbindet. Ist doch hier geboren und begraben der unvergeßliche Mitgründer des Bundes und Herausgeber der langen Reihe der Schwäbischen Heimatbücher Prof. Felix Schuster, dessen Tochter, Frau Lore Ipawitz mit ihrem Gatten, an der Woche teilnahm. Am Nachmittag fand auf dem stillen Friedhof bei der uralten Remigiuskirche ein kurzes ehrendes Gedenken statt, wobei der um das Zustandekommen und die Durchführung der Tagung als Organisator und Mitwirkender hoch verdiente Stadtrat Oberstudienrat Friedrich Gittinger Worte dankbarer Erinnerung sprach.

Würdiger Auftakt der Veranstaltung war die Teilnahme an der 900-Jahrfeier des Klosters Hirsau am 25. Juli. Besonders wichtig dabei war die im Rahmen eines gewitterumgrollten Festaktes im Kreuzgarten der Ruine von St. Peter und Paul gehaltene Festansprache von Prof. Dr. Decker-Hauff. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen stand die Frage nach den Ursachen der Neugründung des Jahres 1059. Die Beantwortung führte den Redner in die Darstellung der Auseinandersetzung zwischen dem alten Eigenkirchenrecht und der neuen dem Geist der burgundisch-lothringischen Kirchenreform entstammenden Auffassung. Hatten doch die Grafen von Calw den Niedergang des um die „cella“ des Bischofs Nothing von Vercelli – angeblich eines Angehörigen des Calwer Grafenhauses – um 830 entwickelten Klosters dazu benützt, dessen Güter um die Jahrtausendwende einzuziehen und den Konvent eingehen zu lassen. So kann Hirsau nun zum Beispielfall der Kirchenreform werden, wobei die Tatsache wichtig gewesen zu sein scheint, daß in das Calwer Grafenhaus eine Gräfin aus dem Hause der Grafen von Egisheim heiratete, deren Bruder Bruno von Egisheim, der spätere Papst Leo IX. (1049–1054), war. Er scheint dem Neffen Adalbert II. von Calw ins Gewissen geredet zu haben, so daß dieser, nicht zuletzt auch auf die Bitten seiner lothringischen Gemahlin Wiltrud – der Schwester des Kreuzfahrers Gottfried von Bouillon und der Nichte des Papstes Stephan IX. – fünf Jahre nach dem Tod des großen Oheims dessen Forderung nachkam. Daß freilich aus der Neugründung ein „deutsches Cluny“ werden konnte, verdankt das Kloster dem 1069 aus dem Kloster St. Emmeram, Regensburg, berufenen großen, 1091 verstorbenen, Abt Wilhelm. Ein einzelner Hinweis sei noch hervorgehoben: im Aureliuskloster wurde nicht nur einer der größten Gegner Heinrichs IV., Berthold von Zähringen begraben, sondern der älteste nachweisbare Stadtherr von Stuttgart: der edelfreie Hugo de Stuotcarten.

Der Abend brachte eine Festaufführung des Spieles vom

Sterben des reichen Mannes „Jedermann“ von Hugo von Hofmannsthal, eindrucksvoll gerahmt vom Spitzbogen des ehemaligen Brunnenhauses (Inszenierung Wilhelm Speidel) mit Waldemar Leitgeb als Jedermann, Erika Beilke als Jedermanns Mutter, sowie, besonders eindrucksvoll, Wolfgang Wendt als Tod, Hansernst Gotthold als betrogenem Teufel und Curt Condé als Mammon.

Der mittelalterlichen Geschichte des nordöstlichen Schwarzwaldes galten weiterhin zwei Nagolder Vorträge, bei denen Vorstandsmitglied Oberarchivrat Dr. Grube leitete. Nachdem Prof. Dr. Decker-Hauff in seinem Hirsauer Vortrag jene Geschichte hinsichtlich des Anteils der Grafen von Calw kurz behandelt hatte, erläuterte er in seinem mit Spannung erwarteten Nagolder Vortrag die hoch- und spätmittelalterliche Herrschaftsbildung im Nagoldtal, wobei er vornehmlich die Auseinandersetzung der Grafen von Württemberg mit den Herrschaften Hohenberg, Eberstein und Baden darstellte und die deutlich in Erscheinung tretende westliche Stoßrichtung der württembergischen Politik in überzeugender Weise aus dem Bestreben herleitete, Verbindung mit den übrerrheinischen Besitzungen des Hauses Württemberg zu gewinnen.

„Neuere Untersuchungen zur Geschichte des Klosters Stein am Rhein und damit auch zur Nagolder Remigiuskirche“ nannte Dr. Hans Jänichen seinen Vortrag. Bezüglich dessen Einzelheiten sei auf die demnächst im Jahresband 1958 (!) der Jahrbücher für Statistik und Landeskunde in Baden-Württemberg erscheinende Arbeit des Vortragenden hingewiesen, betitelt „Der Besitz des Klosters Stein am Rhein zuvor Hohentwiel, nördlich der Donau vom 11. bis 16. Jahrhundert“. Eingangs wurde kurz die frühmittelalterliche Geschichte von Nagold gestreift: es tritt als Römerort in Erscheinung (römische Säulen sind am Chorbogen der Remigiuskirche eingemauert), dann siedelten hier die Alamannen (Reihengräber). 786 ist die villa Nagaltuna als fränkischer Grafensitz belegt: damals übergibt hier im Beisein der Kaiserinmutter Imma Graf Gerold, der Bruder Hildegards – der Gemahlin Karls des Großen – Besitz an Kloster St. Gallen; später wird die Grafschaft Nagold pfalzgräfllich tübingisch, dann hohenbergisch, schließlich württembergisch. Auf den Forschungen von Theodor Mayer fußend, entwickelte Dr. Jänichen sodann die Geschichte der Twieler Güter nördlich der Donau, zu denen Nagold gehörte, wies die Beziehungen zwischen Nagold und dem Kloster Hohentwiel (seit 1005 in Stein a. Rhein) hinsichtlich Kirche, Widum und Zehnten nach und machte wahrscheinlich, daß bei der Remigiuskirche einst eine klösterliche Stiftung bestand, ja, daß die Mönche des Twieler Klosters vielleicht aus Nagold, Burg bei Ebingen (heute Straßberg) und anderen Orten zusammengezogen wurden; soll doch sogar Abt Walafried von Stein ein Graf von Nagold gewesen sein. Dabei wurde deutlich, daß eine zwar im 12. Jahrhundert gefälschte, aber auf ein echtes Stück zurückgehende Urkunde vom 1. 10. 1005 die Aufgabe hatte, solchen Klosterbesitz – darunter auch

Nagold – im Namen des Königs zu bestätigen, den Herzogin Hadwig zu Unrecht (als Herzogs- und nicht als Hausgut) an Kloster Stein vergeben hatte. Die entzogenen Güter, so der Sprengel der Martinskirche Dornstetten, kamen 1007 an Bamberg, dem das Kloster Stein seitdem zugehörte.

Friedrich Gittinger bewährte sich als ausgezeichnete Lehrer in der Vermittlung einer klaren, zugleich anschaulichen und wesentlichen, Erkenntnis des Grundlegenden und allezeit Tragenden. Ihm verdanken die Teilnehmer eine in präzise Form gefaßte exakte Darlegung aller landschaftsbildenden Vorgänge im nordöstlichen Schwarzwald, angefangen von der Entstehung des Grundgebirges über die Bildung des Rotliegenden, des Buntsandsteins, der Röt-Tone bis zum Aufbau der Ablagerungen des Muschelkalkmeeres. Besonders wertvoll war es dabei, daß er stets die Verbindungen zwischen Boden, Bewachsung sowie Besiedlung zog, wobei die Kulturfeindlichkeit des waldbestandenen mittleren Buntsandsteins besonders hervortrat. Auch die für die Gestalt der Landschaft so wichtigen tektonischen Kräfte, auf welche die Bildung des Oberrheingrabens, das Südostgefälle der genannten Stufenschichten und die verschiedenen Bruchlinien zurückzuführen sind, ferner die Auswirkungen der rheingerichteten Erosion wurden ausführlich gewürdigt, ebenso lernte man die eiszeitlichen Erscheinungen (Blockgeröllfelder, Karsen) gründlich kennen. Dies alles geschah theoretisch und praktisch in einem großen Rahmenvortrag und zahlreichen Einzelvorträgen an herrlichen Aussichtspunkten, die weite Ein- und Rundblicke gewährten, sowie an Nahaufschlüssen. Dabei erwies sich der Standort Nagold im Übergangsgebiet von Muschelkalk zum Buntsandstein als besonders günstig. Ein typisches Waldhufendorf lernten die Teilnehmer in Beinberg kennen.

Erstaunlich war, wie wenig Hermann Schilli in seinem Vortrag über das Bauernhaus des Schwarzwaldes der natürlich landschaftlichen Voraussetzungen, die mit der Feldgraswirtschaft zusammenhängen, zu gedenken hatte, ebenso wenig übrigens wie des Stammlichen. Es zeigte sich vielmehr, daß die Erscheinung des Bauernhauses im Schnittpunkt einer Vielzahl von kulturgeschichtlichen Entwicklungslinien steht. So war gerade dieser Vortrag in besonderer Weise geeignet, in die Kulturgeschichte des Schwarzwaldes einzuführen. Gestaltgebend wirkten beim Bauernhaus dieses Raumes, wie Hermann Schilli nachwies, vor allem landwirtschaftliche und bautechnische Einflüsse, Erbsitten und nicht zuletzt obrigkeitliche Eingriffe. Das 1602 erfundene Beutelwerk etwa förderte den Getreideanbau, damit die Errichtung von Kornmühlen und Kornspeichern, dazu die Anlegung von Weihern; das „Berghüsl“ wiederum hängt mit der Ausdehnung der Viehwirtschaft zusammen. In technischer Hinsicht verdient die Befreiung des Dachraumes von den vornehmlich bei den ältesten „Heidenhäusern“ nachweisbaren Hochsäulen durch Übergang zu einer Zeit liegenden Stuhls und schließlich zum Sparrendach (an Stelle eines Daches auf über die Pfetten gehängten Rafen) Erwäh-

nung; die Hocheinfahrt rückt in diesem Zusammenhang von der Walmseite in die Walmmitte. Hierher gehört auch die etwa für die Bildung der Nußbühne, beispielsweise beim Kinzigtäler Haus, wichtige Kniestockbildung vermittelt Ankerbalkenzimmerung, welche der Vortragende als eine frühfränkische Errungenschaft ansprach. Die Erbsitten wiederum – Freiteilbarkeit im Gegensatz zur geschlossenen Vererbung – führten in der Schauinslandgegend und im Hotzenwald zu Arbeiterbauernhäusern, wobei in Einzelheiten der Einfluß der Schweiz nachzuweisen ist. Von der elsässischen Laube ist der „Trippel“, den wir besonders im Kinzigtäler Haus finden, beeinflusst. Groß ist die Zahl der obrigkeitlichen Eingriffe, so im Falle der gemauerten Küche des Gutacher Hauses und des „Schildes“ am Hotzenhaus. Es darf im übrigen auf das ausführliche Werk des Vortragenden „Das Schwarzwaldhaus“ verwiesen werden.

Einen starken Eindruck übte der Vortrag von Dozent Dr. Fr. H. Schmidt-Ebhausen über das Volksleben des Schwarzwaldes aus. An Hand von ausgezeichneten Bildern – größtenteils aus St. Peter – wurde einleuchtend dargelegt, daß sich noch heute in den verbindlichen Formen der Bräuche menschliche Beziehungen darstellen, in denen sich Sitte bewährt und die großen „haltenden Mächte“ bekunden. Freilich mußte darauf hingewiesen werden, daß es nur wenige Kerngebiete sind, von denen solches ausgesagt werden darf. Die Betrachtung erstreckte sich über den ganzen Jahreslauf (Maibaum, Ehrenmaien, Schandmaien, Walpurgisnacht, Bittprozessionen an Himmelfahrt, Pfingstbutz, Schellenmarkt am Forenbühl als Bestandteil alter Hirtenkultur, Fronleichnamsprozession, Schmuck der Gräber in der Adventszeit, Nikolausbräuche, das Fackeln und Scheibenschlagen, die schwäbisch alemannische Volksfasnacht, das Osterfeuer und schließlich die Hochzeitsbräuche). So war dieser Vortrag ein wichtiger Beitrag zu einer Wissenschaft von den Ausdrucksformen des Volkslebens und zu einer als Volkslebensforschung verstandenen Volkskunde, wobei die Verwurzelung in Gemeinschaft und Überlieferung mitten im Gegenwärtigsten besonders ergreifend war. Dabei wurden übrigens auch die Trachten des Schwarzwaldes an einem besonders wichtigen Ausstattungsstück behandelt: dem Schäppel der Mädchen von St. Peter. Leider war es nicht möglich, den Teilnehmern, von Zufallsbegegnungen abgesehen, Schwarzwälder Menschen in Tracht zu zeigen, da diese meist nur an Sonntagen, vorzugsweise beim Kirchgang, getragen wird. Dafür verdanken die Teilnehmer Wilhelm Kutter, dem bekannten Leiter der Abteilung Volks- und Landeskunde des Süddeutschen Rundfunks, einen durch Tonbandvorführungen belegten Vortrag über das Tanzlied des Schwarzwaldes, das freilich in weiten Beziehungen steht. Als typisch schwarzwälderisch bezeichnete Wilhelm Kutter den „Obendrauf“, einen schnellen Abtanz in rhythmischen gegen die Melodie gesetzten Synkopen. Das meiste war in Dornhaner Fassungen zu hören; von den vorgeführten Gutacher Liedern war zu vernehmen, daß sie ohne

Notenkenntnis vom Vater auf den Sohn vererbt wurden. Einen wichtigen Hinweis auf das Volkslied des Schwarzwaldes gab Dozent Dr. Fr. H. Schmidt-Ebhausen, als er darauf aufmerksam machte, daß durch Präzeptor Hafner aus Altensteig Lieder in die Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“ gelangten. Auch der Volkshumor (das Lachen über sich selbst) kam bei solchen Betrachtungen zum Ausdruck, sei es in dem Kehrreim

Alleweil sen' die Baure b'soffa
Alleweil sen' die Baure voll . . .

oder in dem Versle

„Henter Gaugewald
goht der Wend so kalt
könnet d'Vögele nemme pfeife.

Werdet d'Mädle alt,
werdet d'Herze kalt,
könnet d'Buebe nemme greife.“

Oder: wer vergäße die Würzbacher Ofenwandkacheln von 1843, in deren Technik Wilhelm Kutter einführte, und deren meist heitere Verse von den Teilnehmern vorgelesen wurden, wobei sich jeder den Spruch auswählte, der ihm gemäß war –!

Den Schwarzwälder Mundarten war ein ganzer Abend gewidmet. Prof. Dr. H. Dölker leitete ein und begründete die Sprachwandlung vom Hochalemannischen über das Niederalemannische ins Westschwäbische, dessen Lautform er zum Teil auf hochdeutschen Einfluß zurückführte, wohingegen das Alemannische das urtümlichen Kindliche, Einfache und „Unbeholfene“ des ursprünglichen mundartlichen Ausdrucks bewahrte. Im weiteren Verlauf des Abends lernten die Teilnehmer Frau Carla Hunn-Bechtold aus Freiburg i. Br. als vorzüglichste Hebel-Interpretin kennen; sie beherrschte nicht nur die Hebelsche Sprache, sie trug aus dem Hebelschen, stillen und innigen und doch so ganz dasein- und lebenerfüllten Geist vor, so daß ihr sowohl die besinnlicheren Dichtungen als auch beispielsweise das „Marktweib-Gedicht“ mit dem hinausgekrächten „Chromet grüeni Bohne“ . . . wohl gelangen. Daß Frau Carla Hunn-Bechtold sodann die lebende Dichterin Lina Krohmer vortrug, wird ihr besonders gedankt werden dürfen; diese dürfte Hebel innerlich näher stehen als H. Burte, dessen sprachgewaltige Gedichte die alemannische Mundart neuen persönlichen Ausdeutungen zuführen. In den eigenen Gedichtvorträgen von Eugen Falk-Breitenbach aus Hausach an der Kinzig lernten die Teilnehmer eine weitere Möglichkeit der alemannischen Mundarten kennen, die in die Richtung einer breiten Ausmalung gemütsiefer gedanklicher Betrachtungen geht. Viel Heiterkeit erntete ein kleines Gedicht, in dem bei der Schilderung eines Kindes der seltsame Ausdruck „Schwobezöpfe“ vorkommt, der vom Dichter dahin erklärt wurde, daß man im Kinzigtal mit dieser Bezeichnung „Rotznasen“ meine; dies in An-

knüpfung an die Vorstellung, es habe das Betreffende ein Schwabenkind gefressen, dessen Zöpfe ihm nun zur Nase heraushingen. Adolf Rothfuß aus Freudenstadt schließlich führte die Reihe der vorgetragenen Dichtungen ins Schwäbische; seine kräftige und doch so ganz sinnerfüllte Sprache hinterließ starken Eindruck. Daß dabei vor allem auch diejenigen zu ihrem Recht kamen, die von den Vorträgen in den alemannischen Mundarten wenig verstanden hatten, sei nicht verschwiegen, wenn auch eben dies für die Echtheit des Abends spricht.

Der gehobenen Dichtung war die Feierstunde „Der Schwarzwald im Spiegel der Dichtung“ gewidmet, die sich an die Eröffnung anschloß. Dr. Schahl führte einleitend aus, daß ein solches „Spiegeln“ auf ein Reflektieren der Landschaft in der hoch entwickelten Selbst-Bewußtheit des Menschen beruhe, wie umgekehrt sich Gefühle, Gedanken und Stimmungen des Dichtenden in einer sinnverwandten Landschaft zu vergegenständlichen vermögen. So ist Schwarzwald-Dichtung bezeichnenderweise „sentimentalische“ Dichtung im Schillerschen Sinn oder, um es genau zu sagen, Dichtung der Spätromantik. Dabei ist es überaus bezeichnend, daß der Schwarzwald zunächst vom Geschichts- und Volksbewußtsein her „entdeckt“ wird; erinnert wurde an Hauff, Uhland, Scheffel, ferner Hebel, Hansjakob, Auerbach, dessen Erzählungen in ihrem volkskundlichen Wert erst jüngst durch den Teilnehmer Theodor Schnürle bestätigt wurden. Mörikes Naturgefühl ist, bezogen auf den Schwarzwald, symbolisch und kleidet sich in das Gewand der Sage. Christian Wagner, Hans Heinrich Ehrler, Karl Stirner, aber auch Dehmel, Rilke und andere führen schließlich das „Reflektieren“ des dichterischen Gemütszustandes in der Schwarzwaldlandschaft und umgekehrt zu persönlichsten Ausdeutungen. Hermann Hesse endlich geht es in „Gerbersau“ (= Calw, wo er zwar nicht geboren wurde, aber seine Kindheit erlebte) um das gesellschaftliche Bild eines Schwarzwaldstädtchens und dessen Reflektion im künstlerischen Bewußtsein, man möchte sogar sagen: Heimatbewußtsein, wobei überall deutlich wird, daß der Heimat-Mensch Hesse mit einer Haß-Liebe an jenem Gerbersau hängt, das ihn zwar in die selige Zeit der Kindheit – vor aller leidvollen Welterfahrung – führt, aber schließlich doch die Heimatliebe enttäuscht, enttäuschen muß, um fort- und weiterzuweisen in Gemäßeres, aus der Enge in die Weite –. So wurde die Feierstunde „Der Schwarzwald im Spiegel der Dichtung“ zu einer Reihe von blitzartig erhellenden Reflexen, ohne welche die Entdeckung und Darstellung des modernen Menschen nicht möglich gewesen wäre. Daß dies so war, ist das Verdienst von Frau Carla Hunn-Bechtold und Wilhelm Kutter als einführend nachgestaltenden Rezipitoren. Gemälde und Zeichnungen von Tell Geck, Sepp Veas und Kurt Weinhold, die an den Wänden des Tagungsraumes – des Festsaaes der Christl. Gemeinschaftsschule – aufgehängt waren, ergänzten den literarischen Eindruck nach der Seite der bildenden Kunst. Die Kunstgeschichte des Schwarzwaldes kam ausschließ-

lich auf den Fahrten, durch Anschauung an Ort und Stelle, zur Geltung, wobei Dr. Schahl in das Verständnis einführte. Dabei wurde vor allem die Bedeutung der kolonisierenden Klöster deutlich, mit denen auch das Freudenstädter Evangelistenpult und der dortige Taufstein in Zusammenhang zu bringen sind. Die Aureliuskirche und die Trümmer der Anlage von St. Peter und Paul in Hirsau wurden als Denkmale des Hirsauertums gedeutet – des hochentwickelten Chor- und Altardienstes, des Reliquien- und Prozessionskultes, vor allem auch des Konverseninstitutes –; dabei wurde der Begriff einer „Hirsauer Bauschule“ abgelehnt und die form- und stilgeschichtliche Beziehung zu zahlreichen Bauten des 11. Jahrhunderts gezogen. Alpirsbach wurde in seiner Stellung zwischen Hirsau und St. Blasien, dem zweiten Bau von Cluny und dem Konstanzer Typ der Chorseitentürme über Nebenkapellen mit Apsiden erläutert. In Klosterreichenbach lernte man eine Hirsauer Prioratskirche mit Einflüssen des gleichen Typs kennen. Herrenalbs spätromanische Baureste beschworen das Zisterziensertum des 12./13. Jahrhunderts. Weitere Würdigungen galten dem ehemaligen Klosterkirchlein St. Candidus von Kentheim aus dem 11. bis 13. Jahrhundert mit

seinen kostbaren Wandgemälden des 13. bis 14. Jahrhunderts, dem kabbalistisch theosophischen Gemälde des „turris Antonia“ in Bad Teinach, Baden-Badens Kunstschatzen einschließlich des ergreifenden Friedhofkruzifixes von Niklas Gerhaert van Leyen von 1473.

Zum Abschluß vereinigte die Teilnehmer ein geselliges Zusammensein in Ebhausen, wobei die dortige Volkstanzgruppe des Schwarzwaldvereins Tänze vorführte und Wilhelm Kutter den erwähnten Vortrag hielt. Dabei soll das von Frau Gittinger verfaßte Gedicht nicht vergessen werden, mit denen die Dankesbezeugungen schlossen:

Voller Subberladif send die Schwarzwaldtag
Lauter Subberladif, was mer au anführe mag:

.....
Die tiefschte Täler, die schwarzeschte Wälder,
Die steilschte Steigle, die fruchtbarschte Felder,
Die heißeschte Quelle, die gurgelndschte Bächle,
Die luschtigschte Versle auf de netteschte Kächle,
Bei de Dame isch eine von 1,87 die längschte,
Die meische send erstaunlicherweis nemme die Jengschte.
Die Stroße, wo mer g'fahre send, waret sicher die

kremmschte,

Aber ei's isch g'wiß: mir send net die demmschte!

Veranstaltungen im Winterhalbjahr 1959/60

Auch im bevorstehenden Winterhalbjahr führt der Schwäbische Heimatbund eine Reihe von Veranstaltungen durch, zu denen wir unsere Mitglieder und Freunde herzlich einladen. Die Stuttgarter Darbietungen werden unten angezeigt; bei den Vorträgen wird um einen Unkostenbeitrag gebeten (Richtsatz für Mitglieder –.50, für Nichtmitglieder 1.–), für die Führungen wird eine Teilnehmergebühr erhoben (Nichtmitglieder zahlen ein Aufgeld von etwa 25%). Die Ortsgruppen geben ihre Veranstaltungen durch die Tagespresse und vielfältigste Einladungen bekannt; gegebenenfalls bitten wir, sich an den Vertrauensmann zu wenden.

Ausdrücklich machen wir darauf aufmerksam, daß die Teilnahme an den Führungen, infolge der wünschenswerten Begrenzung der Teilnehmerzahl, nur nach Anmeldung und darauf ergangener Annahmebestätigung möglich ist.

Die Vorträge finden durchweg im Saal des Württ. Landesmuseums, Stuttgart-S, Altes Schloß, 19.30 Uhr, statt.

Fragen der Gestaltung von Friedhof, Grab- und Ehrenmal

Vortrag von Dr. Werner Lindner

Freitag, 6. November. Der unlängst mit dem Großen Bundesverdienstkreuz ausgezeichnete Leiter der vor allem durch ihre Veröffentlichungen bekannten Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal e. V. wird dabei an Hand ausgezeichneter Farbdias einen anschaulichen, auf eigener Gutachtertätigkeit gegründeten Bericht über den Stand der deutschen Friedhofskultur geben und sich über grundsätzliche Fragen der Gestaltung äußern.

Friedrich Schiller

Eine Einführung in die Ausstellung des Schiller-Nationalmuseums von Dr. Ernst Müller

Samstag, 14. November, 13.30 Uhr. Teilnehmergebühr DM 3.50 (mit Omnibusfahrt nach Marbach). Vorstandsmitglied Dr. Ernst Müller wird im „Schiller-Jahr 1959“ die Mitglieder mit den für das Verständnis von Schillers Leben und Werk wichtigen Erscheinungen der umfangreichen Ausstellung bekanntmachen.

Die Hobe Carlsschule

Führung durch die Ausstellung
von Dir. Dr. Werner Fleischhauer

Samstag, 28. November, 14.00 Uhr. Teilnehmergebühr 1.—. Die Ausstellung befindet sich im Museum der bildenden Künste, Stuttgart, Neckarstraße 32. Vorstandsmitglied Dr. W. Fleischhauer, Direktor des Württ. Landesmuseums, wird sie als Denkmal der Hohen Carlsschule würdigen.

Die Burg Hohenzollern

und ihre Sammlungen

Vortrag von Landeskonservator W. Genzmer
(mit Lichtbildern)

Freitag, 4. Dezember. Der unseren Mitgliedern als hohenzollerscher Denkmalpfleger wohlbekannte Landeskonservator Genzmer wird dabei die Bau- und Kunstgeschichte des Hohenzollerns behandeln und darlegen, wie sich der Geist der verschiedenen Zeiten an diesem Geschichtsdenkmal erwies. So wird den Besuchern ein Längsschnitt durch die Kulturgeschichte Südwestdeutschlands am Beispiel der Burg geboten werden. Außerdem sollen die Sammlungen, zu denen 1957 die größte bestehende Sammlung von Portraittischen Friedrich d. Gr. kam, gewürdigt werden.

Christian Oehler

Atelierführung von Dr. Adolf Schahl

Samstag, 12. Dezember, 13.30 Uhr. Keine Teilnehmergebühr. Der Schwäbische Heimatbund hat das Atelier Oehlers bereits vor Jahren besucht; der Besuch soll – im Hinblick auf das neuere Werk des Meisters, vor allem seine Glasmosaiken und Graphiken, wiederholt werden.

Die Dreikönigslegende

Vortrag von Willy Baur
(mit Lichtbildern)

Freitag, 8. Januar. Vorstandsmitglied Willy Baur wird dabei in die volkstümlichen Vorstellungen, welche an die Erscheinung der Hl. Drei Könige anknüpfen, und die daraus entspringenden Bräuche einführen.

Die Münzen der Hohenstaufenzeit

Führung durch die Staatl. Münzsammlung Stuttgart
von Dr. Elisabeth Nau

Freitag, 29. Januar, 16.30 Uhr. Dr. Elisabeth Nau, Hauptkonservatorin an der Staatl. Münzsammlung Stuttgart, wird den Teilnehmern die Brakteaten der Hohenstaufenzeit vorzeigen und als Geschichtsdenkmale erläutern.

Bilder aus dem Volksleben des Schwarzwaldes

Vortrag von Dozent Dr. Fr. H. Schmidt-Ebhausen
(mit Lichtbildern)

Freitag, 5. Februar. Volkskunde als Volkslebenforschung, dargestellt am Beispiel der Bräuche des Schwarzwaldvolkes im Jahreslauf: dies will dieser Vortrag bieten, der bei den „Schwarzwald-Tagen“ 1959 in Nagold – nicht zuletzt auch auf Grund seiner ausgezeichneten Farbaufnahmen – stärksten Eindruck ausübte.

Orgelbau

Führung durch die Orgelbauanstalt E. F. Walcker & Cie.
von Orgelbaumeister W. Walcker-Meyer
und Dr. W. Supper

Samstag, 13. Februar, 13.30 Uhr. Teilnehmergebühr (mit Omnibusfahrt) DM 3.—. Nachdem die Mitglieder des Bundes alte Orgeln und Orgelmusik in vielen Beispielen kennengelernt haben, soll ihnen Gelegenheit gegeben werden, sich über die Kunst des Orgelbaus der Gegenwart zu unterrichten. Dabei wird Dr. W. Supper, 1. Vorsitzender der GdO, künstlerisch mitwirken und die Fahrt mit einer Vorführung der Orgel in der Schloßkirche beschließen.

Freie Landschaft im Kraftfeld der Stadt

Vortrag von Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder
(mit Lichtbildern)

Freitag, 4. März. Dieser Vortrag ist brennenden Fragen der Landschaftsgestaltung der Gegenwart gewidmet, die durch das Ausgreifen der Stadt und des Städtlers entstehen. Dabei soll auch auf das Bauen in der freien Landschaft eingegangen werden (Wochenendhäuser), wobei Für und Wider und die Möglichkeiten geordneter Entwicklung zur Sprache gelangen.

Als weitere Veranstaltungen sind geplant: eine Führung durch die Glasmalereiwerkstatt V. Saile und das Atelier des Bildhauers Prof. Otto Baum. Wir bitten um Voranmeldungen.